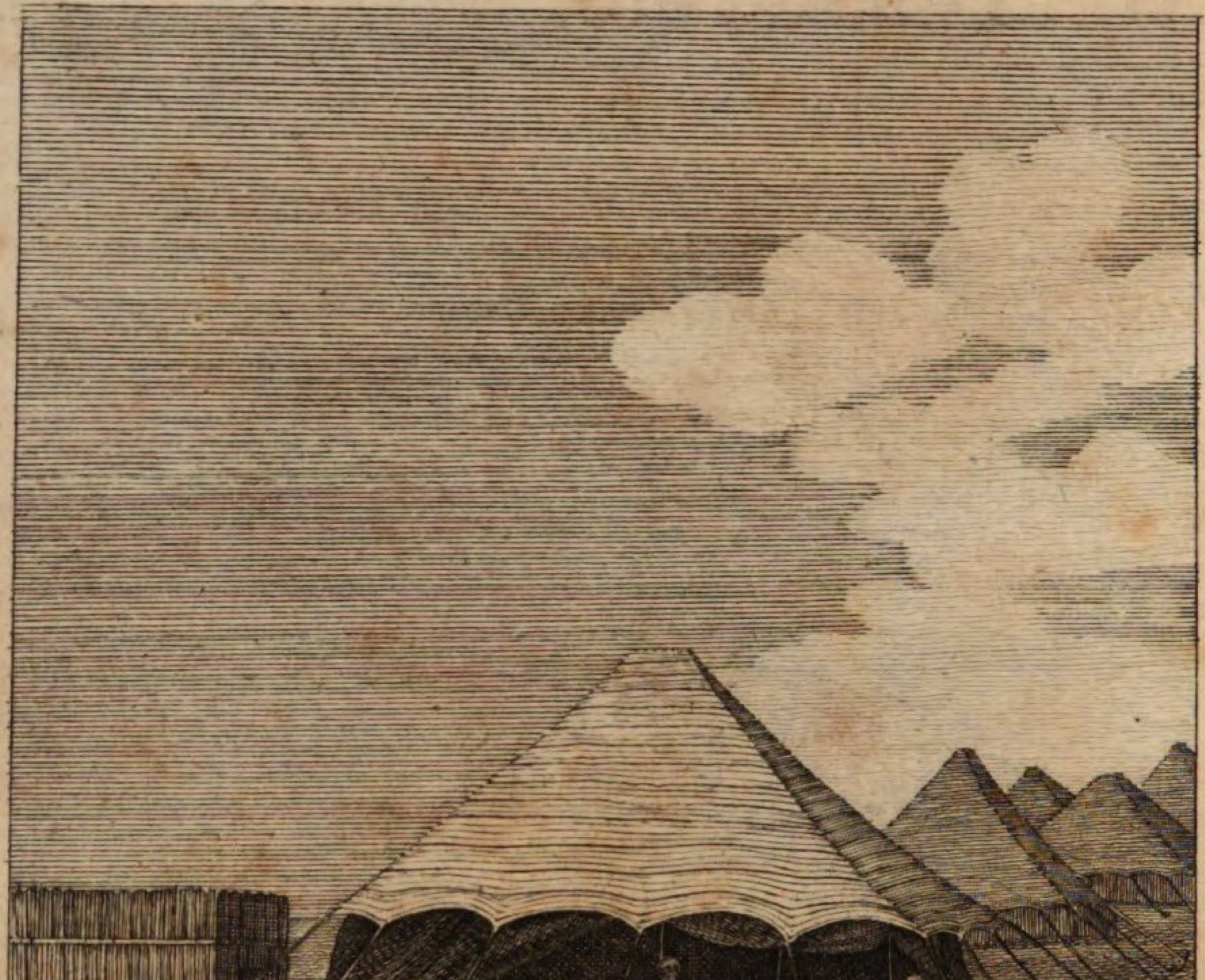
44. 925-112

L36



Ali in ſeinem Zelt im Lager zu Benaum.

Merckwürdige Reissen

in

fremde Welttheile:

zu näcſt für die Jüngere Jugend

herausgegeben

von

Jacob Glatz

Fürth 1802.

im Büreau für Litteratur

206/47/501

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Merkwürdige Reisen

für die jüngere Jugend,

von

Jakob Glatz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Beobachtende Erzieher haben långst die Bemerkung gemacht, daß Reisebeschreibungen für den größten Theil der Jugend nicht nur eine sehr nützliche, sondern zugleich auch eine sehr angenehme Lectůre sey, und haben deßhalb seit einigen Jahren die junge Welt mit Sammlungen von Reisebeschreibungen zu versorgen gesucht. Unter denen, die mir bekannt sind, behauptet die Campesche, nach meiner Einsicht, unstreitig den ersten Platz. Leser, die etwa ins Jünglingsalter getreten sind, und für politische, moralische, religiöse und andere Reflexionen Sinn haben, den man in diesen

Jahren allerdings, wenigstens bey vielen, schon erwarten darf, werden die gedachte Sammlung mit grossem Interesse und vielem Nutzen lesen. Allein die jüngere Jugend wird damit Theilweise nicht zufrieden seyn; für sie sind die Betrachtungen noch nicht, die häufig in die Geschichte des Reisenden eingewebt sind; für jüngere Kinder zu schreiben, war auch nicht die Absicht des verdienten Herausgebers. Daß für diese durch eine Sammlung von Reisen in fremde Welttheile bereits gesorgt wäre, ist mir nicht bekannt. Dieß veranlaßte mich zur Herausgabe der gegenwärtigen Schrift, die ich für Kinder von 10—12 Jahren bestimme und gleichsam als Vorläuferin der Campeschen Sammlung anzusehen wünsche. Warum ich mich dabey bloß auf Reisen in fremde Welttheile beschränke, und höhere Betrachtungen so viel als möglich zu vermeiden suche, darf Kennern der Jugend

in ihren verschiedenen Altern und der Bedürfnisse derselben nicht auseinander gesetzt werden.

Von der Unbescheidenheit, mir bey dieser Schrift, die aus drey, höchstens vier Bändchen bestehen soll, viel Verdienst zuzueignen, bin ich sehr entfernt; ich thue vielmehr ganz Verzicht darauf. Bey der ersten Reisegeschichte habe ich Lohmanns bey Hoffmann in Hamburg, und bey der dritten die in Berlin, bey Haude und Spener, erschienene Uebersetzung gebraucht, und nur da, wo es mir unumgänglich nöthig schien, dem Ausdrucke durch kleine Veränderungen, und dem Inhalte durch kurze Erläuterungen größere Verständlichkeit gegeben.

Schon war mein Manuscript einige Monathe in den Händen der Verlagshandlung, als ich Campens Neue Sammlung von Reisebeschreibungen zu Gesichte bekam und darin die Schiffbruchsgeschichte der Juno auch bearbeitet

fand. Mit einem so gewandten Veterane im Schreiben in Collision gekommen zu seyn, mußte mir natürlich unangenehme Empfindungen machen; da der würdige Jugendfreund indeß seine Sammlung für ältere Leser bestimmt hat, die meinige aber für ein jüngeres Alter berechnet ist: so stehen sich die Bearbeitungen desselben Gegenstandes weiter nicht im Wege; übrigens wird eine mit dem Herrn Schulrath Campe bereits getroffene Verabredung dergleichen Collisionen für die Zukunft verhindern.

Schnepfenthal, den 20. Febr.
1802.

der Herausgeber.

I.

Schiffbruch der Juno,

eines englischen Schiffes,

an der Küste von Arracan.

Einleitung.

In einer reizenden Gegend in Obersachsen lebte noch vor kurzem auf dem Lande ein wohlhabender Gutsbesitzer, Namens Edelhold, ein Mann von einigen sechzig Jahren, vielem Verstande und dem besten Herzen Er hatte in seinem Leben manches erfahren und wußte daher viel zu erzählen. Sein Stand (er war ein Kaufmann) veranlaßte ihn; in seinen jüngern Jahren Deutschland zu verlassen, um sich in andern Weltgegenden umzusehen und dabey seine Kenntnisse zu vermehren. England, das sich durch seinen blühenden Handel vor allen Ländern der Welt auszeichnet, zog ihn an sich. Er stieg bey Hamburg zu Schiffe, und befand sich nach wenigen Tagen in London.

Edelhold hätte zu seiner Ausbildung im Handlungswesen keine schicklichere Stadt zu seinem Aufenthalte wählen können. Er fand in einem deutschen Hause *), deren es in London mehrere gibt, eine Stelle, wie er sie sich wünschte, und von Seiten seines Principales oder des Herrn, in dessen Handlung er kam, die beste Aufnahme.

Einige reiche Kaufleute in England, besonders zu London, hatten vor zweyhundert Jahren (im Jahre 1600) von einer damals regierenden Königin, Elisabeth, die Erlaubniß erhalten, in Ostindien, welches in Asien liegt, Handelsplätze anzulegen, einheimische Natur- und Kunstproducte dahin zu verführen, und von da nach Europa ostindische Erzeugnisse mitzubringen. **) Diese Gesellschaft von Kaufleuten, welche die erhaltene Erlaubniß sehr wohl zu benutzen wußte, bekam den Namen Englisch-Ostindische Compagnie, zum Unterschiede von der Holländisch-Ostindischen. Sie wurde immer ansehnlicher und in den

*) Ein Handlungshaus wird zuweilen schlechtweg Haus genannt.

**) Z. B. Reiß, Baumwolle, rohe Seide, Salpeter, Gummilak, Indigo, Zucker, Pfeffer, Zimmt, Muscat, Kampher, Weihrauch, Thee, Kaffee u. s. w.

neusten Zeiten ist ihr Reichthum und ihre Macht zu einem kaum glaublich hohen Grade gestiegen. *)

Edelhold befand sich beynahe drey Jahre in London, als er einigen Mitgliedern der Ostindischen Compagnie bekannt wurde. Sein Arbeitseifer und seine ächt deutsche Treue und Redlichkeit erwarben ihm bald ihre Achtung und ihr Zutrauen. Sie bewiesen ihm dieses durch einen sehr ehrenvollen Antrag, den sie ihm thaten. Sie schlugen ihm nemlich vor, eine Reise nach Ost-Indien mitzumachen, um dort einige Angelegenheiten der Compagnie in Ordnung zu bringen. Die Bedingungen waren sehr vortheilhaft, und da Edelhold ohnehin von jeher große Lust hatte, viele Länder und Völker kennen zu lernen: so nahm er den erwähnten Antrag mit Freuden an.

Die Englisch-Ostindische Compagnie hatte alle Ursache, mit Edelholden zufrieden zu seyn. Mit rastloser Thätigkeit arbeitete er für ihr Bestes, und bewies dabey eine Ehrlichkeit, wie sie in dem Lande, wo er sich

*) Schon im Jahre 1710 hatte sie gegen 300,000 Unterthanen und ihre Einkünfte belaufen sich jetzt wohl über 9 Millionen Pfund Sterlinge, oder ohngefähr auf 60 Millionen Rthl.

nun aufhielt, fast nicht zu finden war. Es wäre ihm etwas leichtes gewesen, fremdes Eigenthum an sich zu reissen und im kurzem zum wohlhabendsten Manne emporzuheben; allein er widerstand mit männlicher Festigkeit dieser Versuchung, und erhielt seine Hände rein von ungerechtem Gute, und sein Herz von Vorwürfen des Gewissens. Daben hatte er immer Gelegenheit genug, auf rechtmäßigen Wegen durch Fleiß und Nachdenken sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben.

Als drey Jahre verflossen waren, überfiel Edelholden eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Vaterlande, wo noch sein Vater und ein Paar Geschwister von ihm lebten. Die Lebensart in Ost-Indien wollte ihm gleich Anfangs nicht gefallen, und der Anblick so vieler Ungerechtigkeiten, die sich ein großer Theil der dort befindlichen Engländer gegen die ursprünglichen Einwohner des Landes erlaubten, und die Edelhold trotz seinem guten Willen und seinen Bemühungen, nicht zu verhindern im Stande war, verleideten ihm den Aufenthalt in Ost-Indien ungemein. Er beschloß daher, nach Europa zurückzukehren. Es fand sich bald eine Gelegenheit dahin, die er ergriff. Er schiffte sich mit seinem erworbenen Vermögen ein, und kam glücklich in London an,

wo er der Compagnie Rechenschaft über die Geschäfte ablegte, die sie ihm anvertraut hatte. Sie erkannte seine Verdienste und legte ihm ihre Zufriedenheit durch ein ansehnliches Geschenk an den Tag.

Edelhold verließ England, und lag in kurzer Zeit seinem alten redlichen Vater, seinen Geschwistern und mehrern guten deutschen Freunden in den Armen. Er etablirte sich bald darauf in seiner Vaterstadt, d. h. er errichtete eine eigene Handlung. Durch seine ausgezeichnete Redlichkeit und Berufstreue erwarb er sich die Hochachtung und Liebe aller guten Menschen, mit denen er in Verbindung kam, und durch seine Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ueberlegung verbesserte er seine Glücksumstämde mit jedem Jahre, so, daß er bald für den wohlhabendsten Mann in seiner Gegend gehalten wurde.

Geschätzt und geliebt lebte Edelhold still und ruhig fort bis zu seinem sechzigsten Jahre, wo er seine Handlung dem Manne seiner einzigen Tochter und zugleich seines einzigen Kindes übergab, und sich in die ländliche Ruhe und Einsamkeit zurückzog, wofür er von jeher die größte Neigung hatte. Er brachte in einem romantisch liegenden Dorfe ein Gut an sich, beredete einen alten Kapitain, der sein aufrichtiger Freund war,

dasselbe mit ihm zu beziehen, und lebte nun, entfernt von der geräuschvollen Welt, dem Guten, der Natur und der Freundschaft.

Seine Tochter und sein Schwiegersohn erfreuten den redlichen Alten, der noch immer munter und froh war, im Jahre wenigstens zwey Mahl mit ihrem Besuche. Sie brachten dann immer ihre Kinder mit, die mit der zärtlichsten Liebe an dem Großvater hiengen, der ein großer Kinderfreund war, und seinen Enkeln, die in dem Alter von 8—13 Jahren standen, den Aufenthalt bey ihm recht angenehm und wünschenswerth zu machen wußte. Er hatte die Einrichtung getroffen, daß sie ihn jeden Sommer auf einen ganzen Monath besuchen durften. Damit sie in ihren Kenntnissen nicht zurückkommen und das Gelernte, wenigstens zum Theil, wieder vergessen möchten, wurden sie immer von ihrem Erzieher auf das Gut begleitet und auch hier von ihm des Tags einige Stunden unterrichtet.

Einer der Hauptgrundsätze des wackern Edelhold war der: **Der Mensch ist nicht zur Ruhe und zum Genießen allein; sondern vorzüglich zur Thätigkeit bestimmt; er muß alle seine Kräfte so gut als möglich ausbilden; muß handeln, so viel**

er kann, und nur nach vollbrachter Arbeit sich Erhohlung und Zerstreuung machen, um sich dadurch zu neuen Geschäften zu erheitern und zu stärken.

Da Edelhold von der Wahrheit dieses Satzes so fest wie von seinem Daseyn überzeugt war: so machte er es auch seinen muntern vier Enkeln, Julien, Amalien, Alexandern und Eduarden zur Pflicht, sich den Tag über mehrere Stunden ernstlich und eifrig zu beschäftigen; wenn dieses geschehen war, dann gönnte er ihnen auch von Herzen die angenehmste Erholung. Hof und Garten dienten ihnen zu Spielplätzen, auf denen sie sich unter der Aufsicht ihres Erziehers oder Großvaters täglich belustigten; die nahen Wiesen und Laubwälder boten ihnen angenehme Spaziergänge, die anmuthigen Hügel, die zerstreut um das Dorf herum lagen, die reizendsten Aussichten dar.

Das größte Vergnügen aber empfanden sie, wenn der Großvater oder sein Freund, der Kapitain, sie um sich versammelten und ihnen aus dem Schatze ihrer Erfahrungen so manches Interessante und Lehrreiche mittheilte, oder sie durch unterhaltende und zugleich nützliche Geschichten und Erzählungen aus Büchern ergötzten.

Eines Sommers, da sie gerade an einem milden Abend auf einer Rasenbank im Garten um den Großvater saßen, und ihn mit der Bitte bestürmten, ihnen ein Paar Geschichten zum Besten zu geben, überbrachte ein Bothe einen Brief. Er ward sogleich entsiegelt und von dem Alten gelesen. Die Kinder bemerkten, während dieß geschah, eine schnelle Veränderung und Bestürzung im Gesichte des Greises und warfen forschende Blicke auf ihn. Er faßte sich bald wieder, ergriff die zwey ältesten von seinen Enkeln bey der Hand und sagte mit männlicher Gelassenheit: Ihr guten Kinder, ich habe von eurem Vater traurige Nachrichten erhalten! — Die Kinder standen betroffen da, verfärbten sich und waren nicht im Stande, in diesem Augenblicke eine Frage vorzubringen.

Edelhold theilte ihnen jezt den Inhalt des erhaltenen Briefes mit. Er schlug sie alle nieder. In der Stadt, wo ihre Aeltern wohnten, war in einer stürmischen Nacht ein heftiges Feuer ausgebrochen. Es griff mit gräßlicher Schnelligkeit um sich, und obgleich die besten Anstalten dagegen getroffen wurden, so konnte man doch der alles verzehrenden Flamme, die der starke Wind fürchterlich anfachte, unmöglich Einhalt thun. Auch Edelholds

einstiges Haus, welches jezt sein Schwiegersohn bewohnte, ward in einen Schutthaufen verwandelt. Nur wenige Waaren konnten gerettet werden, und was das Schrecklichste bey diesem Unglücksfalle war, Edelholds treffliche Tochter, die Mutter der erwähnten vier Kinder, wäre beynahe auf eine schmähliche Weise um ihr Leben gekommen. Mit schwerer Noth und halb erstickt wurde sie den wüthenden Flammen entrissen.

Die Kinder rangen bey dieser Nachricht die Hände gen Himmel und jammerten, Sie ist vielleicht todt, unsre liebe Mutter! weinte Amalie und die übrigen wiederholten ihre Klageworte. Mit vieler Mühe nur konnte Edelhold sie trösten und etwas beruhigen. Sie umarmten ihn und bathen ihn mit Heftigkeit, noch diesen Tag anspannen, und sie nach der Stadt fahren zu lassen. Der Großvater machte ihnen Gegenvorstellungen, aber lange vergebens, bis sie sich endlich überreden ließen, ihre Bitten einzustellen. Sie durchwachten eine unruhvolle Nacht.

Den folgenden Tag fuhr Edelhold mit seinen Enkeln in die Stadt. Man fand hier die schauerlichste Verwüstung. Die prachtvollsten Palläste waren entweder in Aschenhaufen verwandelt oder standen eingebrannt und stufenweise zerfallen da, als trau-

rige Bilder der Hinfälligkeit irdischer Güter. Ihr Anblik machte auf Edelholds Enkel den tiefsten Eindruck. Sie suchten ihr Haus, und fanden einen öden Platz, auf dem noch die Asche glimmte und Brandhölzer rauchten. In den Straßen, wo sonst Leben und Frohheit herrschte, erscholl ein erbarmungswürdiger Jammer der Unglücklichen.

Edelhold fand seinen Schwiegersohn mit der Tochter in einem kleinen Hause, das ihm in der Vorstadt übrig geblieben war. Gerührt fiel man einander an die Brust, die Kinder schluchzten, die Aeltern waren bewegt, Edelhold tröstete. „Es ist nicht die Sache des Mannes, sagte er, sich von Unglücksfällen niederbeugen zu lassen, zu jammern und zu seufzen; noch ist nicht alles verlohren! nur Muth gefaßt und nachgedacht! Mit Muth und Nachdenken kommt man immer glücklich durch die Welt, und das Schicksal kann uns durch die härtesten Schläge nichts anhaben! So viel ich helfen kann, will ich gerne thun!"

Diese Worte des Herzens drangen ins Herz. In die Seele der Verunglückten kam immer mehr Trost und endlich auch Beruhigung. Edelhold unterstützte seinen Schwiegersohn mit den nöthigen Summen, so, daß er im Stande war, die Wiedererbauung seines eingeäscherten Hauses unverzüglich an-

zufangen. Amalie, Julie, Alexander und Eduard kehrten mit dem Großvater aufs Land zurück, da für sie ohnehin in der Stadt kein Platz war.

Obgleich die Kinder ihre Mutter am Leben und den Vater von Edelhold unterstützt wußten, so blieben sie doch eine Zeitlang verstimmt und hatten wenig Empfänglichkeit für ihre sonstigen Belustigungen. Der Großvater suchte sie auf verschiedene Weise zu zerstreuen, unter andern auch durch Erzählungen. Allein sie blieben wehmüthig. Er nahm endlich seine Zuflucht zu vernünftigen Vorstellungen, und sagte ihnen, daß die Unglücksfälle, die den Menschen bisweilen träfen, ihm sehr heilsam wären, sie machten ihn auf sich aufmerksam, reitzten sein Nachdenken und seine Kraft, verbanden ihn inniger und inniger mit seinen Nebenmenschen, übten ihn in der Geduld, machten ihn weiser und besser, und gaben oft Veranlassung zu den edelsten Anstrengungen und erhabendsten Thaten.

Das Unglück, das eure Eltern betroffen hat, lieben Kinder, sprach Edelhold, ist noch immer zu ertragen; ach, es hat Menschen gegeben, die tausendmahl unglücklicher waren, und die dennoch das schrecklichste Ungemach, das ihnen widerfuhr, mit Geduld ertrugen und es glücklich überwanden. Davon könnte ich euch eine Menge Beyspiele anführen.

Die Kinder bathen den Großvater mit aller Herzlichkeit, dieses doch zu thun; sie würden, sagte sie, darin gewiß viel Trost und Beruhigung finden.

Edelhold fand diese Bitte billig. Ich will gerne euer Verlangen erfüllen, antwortete er, und euch die Geschichte einer unglücklichen Seereise erzählen, die ich vor kurzem gelesen habe, und die euch nicht nur trösten, sondern auch über mancherley Gegenstände belehren und zeigen wird, wie viel der Mensch vermag, wenn er nicht sogleich verzagt, sondern seine Kräfte zusammen nimmt. Doch für heute ist es zu spät, den Anfang damit zu machen. Dieß soll am morgenden Abend geschehen. Noch vor Sonnenuntergang wollen wir uns hier am Hügel zusammenfinden. Eduard kann den Atlas oder auch eine einzelne Karte von Asien mitbringen. Sie wird uns nöthig seyn.

Bey diesen Worten stieg hinter einem Hügel der freundliche Mond hervor und goß einen Strahl von Seelenheiterkeit in das niedergeschlagene Gemüth der Kinder. Der Kapitain blies auf der Flöte ein rührendes Adagio. Kaum war es zu Ende, als sich in einem nahen Gebüsch eine Nachtigall hören ließ. Es folgte eine ruhige Nacht.

Erster Abend.

Am folgenden Abende versammelten sich die Kinder um die bestimmte Zeit bey dem kleinen Hügel, der in dem Garten lag und einen schönen Anblick auf einen Theil der umliegenden Gegend gewährte. Eduard hatte den Atlas mitgebracht, den er aufzubewahren pflegte, und Alexander einen von ihm geschnitzten langen Griffel, mit welchem der Großvater ihnen das, was nöthig war, auf der Landkarte zeigen sollte. Die Mädchen waren mit Strickbeuteln versehen und arbeiteten an den Strümpfen, die sie angefangen hatten. Es entstand ein kleiner Streit über die Plätze; jedes wollte gern an der Seite des Großvaters sitzen. Ihr Lehrer kam dazu, und that den Ausspruch, daß die jüngsten, also Amalie und Alexander, aus leicht zu errathenden Gründen dieses Vorrecht haben sollten.

Es währte nicht lange, so kam der Großvater in Begleitung des Kapitains, der die Geschichte mit anhören wollte, herbey. Beyde wurden liebreich empfangen. Man la-

gerte sich auf dem grünen Hügel, und der muntre Greis begann die Erzählung.

Ihr sollt mit einer sehr traurigen Geschichte bekannt werden, lieben Kinder, hub er an; das Herz wird euch dabey oft weich werden, und die Unglücklichen, die sie betraf, werden gewiß euer tiefstes Mitleiden erregen. Ihr werdet, wie ich Euch schon gestern gesagt habe, daraus vorzüglich lernen, daß der Mensch, der nicht gleich verzagt, unglaublich viel ertragen könne, und daß man selbst in der größten Noth, nicht verzweifeln dürfe, weil dann sehr oft die Hülfe nahe ist. Soll euch meine Erzählung so nützlich werden, als ich wohl wünsche, so müßt ihr einen Rath befolgen, den ich euch geben will. Wollt ihr denn das?

Alle Kinder. O ja, Großvater, gewiß!

Großvater. Wohlan, ich verlasse mich auf euer Wort. Der Rath, den ihr zu befolgen habt, ist der: Fragt immer, wenn ihr etwas hört, das ihr nicht versteht, und werdet nicht ungeduldig, wenn die Erzählung der Geschichte zuweilen durch eine nöthige Erklärung oder Erinnerung unterbrochen wird. Bemerke ich, daß ihr euer Versprechen haltet, so will ich euch nach und nach mit mehrern Beschreibungen merkwürdiger Reisen, die ziemlich weit gingen, be-

kannt machen. Das, was ihr jetzt hören sollt, kann auch eine Reisebeschreibung genannt werden. Sie ist unter dem Namen: "Geschichte des Schiffbruchs der Juno an der Küste von Arracan in Ostindien" bekannt. Der Mann, dem wir die Beschreibung davon zu danken haben, heißt Mackay und war Lieutenant auf dem verunglückten Schiffe.

Ich sehe, daß Eduard den Atlas mitgebracht hat. Wir werden ihn gleich Anfangs brauchen können. Schlage nur sogleich die Landkarte von Asien auf; denn in diesem Welttheile ist alles vorgefallen, was ich erzählen will. — Nun, wißt ihr denn auch, wie ihr die Landkarte legen, nach welcher Weltgegend ihr sie stellen sollt? — Gebt Acht, Julie soll es uns zeigen. — Recht, meine Tochter! — Es ist am besten, wenn die Karte nach Norden liegt. Nun werft eure Blicke darauf. Was seht ihr ganz in Norden?

Amalie. Ein Meer.

Alexander. Soll ich es sagen, wie dieses Meer heißt?

Amalie. Als wenn ich dieses nicht auch wüßte! Es steht ja mit großen Buchstaben gedruckt Das Nordische Eismeer ists!

Großvater. Richtig! Nun aber steigt in einer geraden Linie ganz hinab,

oder nach Süden zu, worauf stoßt ihr zuletzt?

Mehrere. Wieder auf ein großes Meer!

Eduard. Es heißt der Indische Ocean.

Großvater. Ganz recht. Bemerkt euch dabey, daß unter dem lateinischen Worte Ocean immer das Weltmeer zu verstehen ist. — Wenn ihr nun wieder aufwärts steigt, so werdet ihr bemerken, daß dieser Ocean immer schmäler wird und in das feste Land eintritt. Wißt ihr, was dadurch gebildet wird?

Einige. Ein Meerbusen!

Großvater. Gut geantwortet! — Der Indianische Ocean bildet hier auch einen Meerbusen, der, wenn er kleiner ist, eine Bucht oder eine Bay genannt wird. Der Meerbusen, den ihr hier bemerkt, heißt —

Eduard. Bengalischer Meerbusen!

Großvater. Ganz recht! Um den Bengalischen Meerbusen herum sehet ihr ein großes roth illuminirtes Land; könnt ihr mir den Namen davon sagen?

Julie. Es ist Ost-Indien, wo Sie sich einige Jahre aufgehalten haben!

Großvater. Und wo, wie ich euch schon oft erzählte, die Engländer viele ansehnliche Besitzungen haben. — Seht jetzt

auf den Bengalischen Meerbusen; rechter Hand oder östlich werdet ihr ein Land erblicken, welches Pegu heißt. — Ey, seht mir nur den kleinen Alexander, er hat es gleich gefunden! — Dieses Land, Pegu, war sonst ein für sich bestehendes Königreich und hatte seinen eigenen Fürsten; aber seit 60 Jahren, wo bedeutende Unruhen darinn ausbrachen, gehört es zu dem Königreiche Awa, das mehr aufwärts liegt. Wenn ihr eure Augen etwas anstrengen wollt, so werdet ihr in Pegu eine Stadt finden, die Rangoun oder Ranguhn heißt.

Einige. Da ist sie ja! ich habe sie! ich auch!

Großvater. Diese Stadt, lieben Kinder, ist die Haupt- oder vorzüglichste Stadt von Pegu. Ich will euch nur einiges von ihr erzählen, und dann die Geschichte sogleich anfangen. Die Häuser in dieser Stadt sind nicht, wie in unsern großen Städten, gemauert, sondern von Holz gebaut. Sehr auffallend würde es für euch seyn, wenn ihr nach Rangoun kämt, und dort die Häuser auf ziemlich hohen Pfeilern erblicktet. Ihr fragt vielleicht warum? — Es kommt daher, weil sehr oft das Meer austritt und einen großen Theil der Stadt unter Wasser setzt. —

Glaubt nur nicht, daß hier die Strassen der Stadt vielleicht so gut gepflastert sind, wie bey uns. Die durchströmenden Fluthen lassen dieses nicht zu. Es liegt ein beständiger Schlamm darinn, über den einzelne lange Bohlen gelegt sind. Diese haben freylich keine beträchtliche Breite, und es trifft sich daher oft, daß, wenn Personen sich begegnen, die eine von ihnen von dem Bohlen in den Schlamm treten muß. — Wenn ihr mich fragt, was alles in dem Lande Pegu, worinn Rangoun liegt, gefunden und zum Theil aus demselben in andere Länder verführt wird, so antworte ich euch: Zinn, Gold, Wachs, Salpeter, Steinöhl, Korn, Vieh u. s. w. Besonders aber wächst hier sehr häufig ein ungemein nützlicher Baum, welcher Thekabaum oder Tiekbaum heißt, eine ziemliche Höhe erreicht und der Eiche ähnlich ist, nur daß er ein etwas biegsameres und weicheres Holz hat. Dieses Holz macht den Baum so wichtig; es ist das beste Bauholz in ganz Asien, und es werden viele Schiffe daraus errichtet. Die Europäer, welche Rangoun besuchen, kommen vorzüglich hierher, um solches Holz einzukaufen, und der Handel, den sie damit treiben, ist sehr stark und einträglich.

Im Jahre 1795. lag in dem Hafen *) von Rangoun ein Schiff, die Juno genannt. Ihr werdet es vielleicht schon wissen, daß man jedem Schiffe einen Nahmen zu geben pflegt. Wenn ihr einmal eines seht, so werdet ihr am platten Hintertheile desselben oder am Spiegel, wie man sich in der Schiffersprache auszudrücken pflegt, ein Bild sehen; nach diesem wird das Schiff benannt. Auf dem Schiffe, von welchem ich euch gesagt habe, daß es im Hafen von Rangoun lag, wird daher am Spiegel die Juno eine Römische und Griechische Göttin, abgebildet gewesen seyn. Diese Juno (oder dieses Schiff, welches diesen Namen führte) war bestimmt, eine Ladung Thekholz einzunehmen, und damit nach Madras, einer Ostindischen, für den Handel sehr wichtigen stark bevölkerten Stadt zu segeln, die den Engländern gehört. Wenn ihr auf der Karte von Rangoun nach der linken Hand zu abwärts eine etwas schiefe gerade Linie zieht, so stoßt ihr auf Madras. — Da hat es ja Julie schon gefunden! —

*) Ein Hafen ist eine kleine Bucht, in welche die Schiffe sicher einlaufen können und worinn sie gegen die Winde bald mehr bald weniger geschützt sind.

Die Oberaufsicht über dieses Schiff erhielt ein Kapitain Bremner, und Mackay, ein Engländer, bekam darauf die Stelle eines Lieutenants. Zu einer Seereise befand sich das Schiff in einem schlechten Zustande, es hatte einer Ausbesserung sehr nöthig; wer weiß aber, welche Umstände vielleicht diese Ausbesserung verhinderten. Es befanden sich darauf oder an Bord in allen 72 Menschen, unter welchen nur wenige Europäer waren. Die meisten waren eingeborne oder Peguanische Seeleute, welche Lascars genannt werden; dann einige Malayen, oder Menschen, von der Ostindischen Halbinsel Malaya gebürtig, die so manches auf dem Schiffe mithelfen mußten. Der Kapitain Bremner nahm auch seine Frau mit.

Das Schiff war den 29. May 1795. zum Absegeln fertig. Man erwartete die erste Ebbe. Ihr werdet schon wissen, daß das Meer in Zeit von 24 Stunden zwey mahl vom Ufer abfließt und eben so viel mahl nach dem Ufer zufließt, und daß jenes Ebbe, und dieses Fluth heißt.

Als daher am bestimmten Tage die erste Ebbe eintrat oder das Wasser vom Ufer zurücklief, spannte die Juno ihre Seegel auf und fuhr ab. Es währte aber nicht lange, so kam sie auf eine Stelle, wo das Wasser

zu seicht war. Solche Stellen nennt man Untiefen. Man maß die Tiefe des Wassers und fand, däß sie nicht einmahl 4 Faden betragen.

Amalie. Was wird denn hier unter Faden verstanden; so eigentlich kann man doch das Wort nicht nehmen?

Eduard. Nein Malchen! ein Faden ist in diesem Falle ein Längen-Maß und beträgt 6 Fuß, oder eine Klafter.

Amalie. Ey, da, dächt' ich, wäre das Wasser schon tief genug gewesen! Ich möchte nicht hineinfallen!

Großvater. Zum Ertrinken allerdings tief genug; aber für größere Schiffe, die, wie du dir leicht denken kannst, sehr schwer sind, viel zu seicht. An einigen Stellen findet man das Meer über 250 Klaftren tief; vier gegen 250 — welch' ein Unterschied! Doch zur Juno zurück! — Man suchte das Schiff zu drehen. Allein kaum war das Steuerruder, (das größte Ruder am Hintertheile des Schiffs) auf der Seite, woher der Wind blies, so gerieth das Schiff auf eine Sandbank. Was war zu thun? Der Vordertheil des Schiffs saß beynahe fest; man erleichterte ihm soviel als möglich, und brachte daher alles, was sich darauf befand, in den Hintertheil. Man

glaubte dadurch das Schiff wieder flott zu machen, oder es wieder zum Schwimmen zu bringen. Allein vergebens! Es blieb fest stehen. Man befürchtete daß es der Wind noch weiter auf die Sandbank treiben werde. Um dieses zu verhindern, warf man zwey kleine Nothanker aus, die deßhalb so genannt werden, weil man sich ihrer im Nothfällen zu bedienen pflegt. Man erreichte auf einige Zeit diese Absicht wirklich. Das Fahrzeug wurde von ihnen eine Weile festgehalten. Doch der Wind blies so stark, daß das Tau, *) woran der eine Anker hing, riß und so der andere nicht im Stande war, allein das Schiff zu halten, sondern von demselben mit fortgerissen wurde. Nun

*) Taue nennt man die Stricke auf einem Schiffe. Dasjenige, woran der Anker hängt, heißt das Ankertau und ist immer 120 Klaftern lang. Es wiegt allemahl wenigstens noch Ein Mahl so viel als der Anker, wovon der größte gegen 60 Centner, wenn nicht drüber schwer ist. Die Taue werden mit Theer wohl eingeschmiert, oder getheert, und dann wiegen auf einem großen Kriegsschiffe alle zusammen — wer will rathen? — — zwey tausend, Ein hundert und neunzig (2190) Centner, oder 219,000 Pfund.

warf man den großen Anker und dieser verhinderte das weitere Forttreiben der Juno.

Es war jezt die niedrigste Ebbe, oder das Wasser am seichtesten. Man tröstete sich mit der Fluth. Wann diese nur kommt, und das Meer immer steigt, dachte man, so kann es nicht fehlen, daß das Schiff wieder flott wird. Dabey mußte freylich alles mögliche angewandt werden, um zu verhüten, daß das Schiff sich nicht zu sehr festsetzte, weil dann oft auch die stärkste Fluth nicht im Stande ist, es wieder zu heben. Was that man? — Man kappte oder hieb die obersten grossen Segelstangen und die Spitzen der Masten ab, nm das Fahrzeug von oben so sehr wie möglich zu erleuchtern.

Amalie. Sie sagten etwas von Masten — —

Großvater. Masten, liebes Kind, sind dicke, runde und hohe Bäume, die von größern Schiffen hoch in die Luft ragen. Sie dienen dazu, die Segel daran zu hängen, und das Fahrzeug im Gleichgewichte zu erhalten. Sie bestehen nicht aus Einem Stücke; sondern aus mehrern Theilen, die miteinander fest verbunden sind, und im Nothfalle z. B. bey Stürmen, auseinander gemacht werden können. Es giebt Schiffe die bloß Einen Mast, andere, die

deren zwey oder drey, ja sogar vier haben. Der mittlere von ihnen, der immer der höchste ist, heißt der Mittel- oder große Mast, der vorderste der Fockmast und der hintere der Besaanmast. Sie werden von sehr vielen starken Tauen festgehalten. Die besten Masten sind von Holz, das in nördlichen Ländern, z. B. in Rußland, Norwegen und Schweden wächst; besonders von Birnbäumen und Kiefern.

Man suchte also die Juno, durch Verkürzung der Masten, zu erleichtern. Bey niedrigem Wasser neigte sie sich so sehr auf die Seite, daß alle deßhalb sehr besorgt wurden. — Die Fluth kam, und das Schiff ward, zur großen Freude seiner Bewohner flott. Die Anker wurden sogleich herausgezogen oder gelichtet; man untersuchte das Schiff, und da man fand, daß kein Wasser in dasselbe drang, so glaubten alle, daß es keinen großen Schaden würde genommen haben.

Am ersten Juni drehte sich der Wind nach Süd-Süd-West, das heißt etwas westwärts, aber doch mehr nach Süden zu. Das Wasser war sehr gestiegen, oder, wie man sich in der Seesprache auszudrücken pflegt, die See gieng sehr hoch. Das Schiff ward mächtig herumgeworfen und bekam einen Leck, oder einen Riß oder Ritz, durch

welchen das Wasser dringen konnte. Der Wind tobte sechs Tage fort. Das Wasser drang in immer größerer Menge ins Schiff. Jeder, wer er auch seyn mochte, mußte nun herbeyeilen, und das eingedrungene Wasser ausschöpfen helfen. Es war dazu die größte Anstrengung nöthig; denn man hatte zwar Pumpen, die in solchen Fällen große Dienste leisten, allein sie hatten durch den anhaltenden Gebrauch so sehr gelitten, daß sie oft wenig helfen konnten. Das größte Unglück dabey war, daß man keinen Zimmermann am Bord, und nur weniges Handwerkszeug hatte. Indessen suchte man mit dem wenigen, was vorräthig war, die Pumpen wieder in Stand zu setzen. Allein dabey wurde man ungemein durch den Umstand aufgehalten, daß sehr viel Sand in die Pumpen stieg und sie verstopfte. Man suchte dieß zu verhindern; aber vergebens; und daher mußten sie oft aus ihrer Lage gebracht, und aufgezogen werden, wenn man sie ordentlich reinigen wollte.

Die Reisenden befanden sich in keiner geringen Verlegenheit. Sie versammelten sich zu verschiedenenmahlen und berathschlagten sich, ob sie nach Rangoun zurückkehren sollten oder nicht.

Eduard. Meiner Meinung nach, wäre dieß das beste gewesen.

Großvater. Ohne Zweifel wäre es auch geschehen, wenn nicht verschiedene Bedenklichkeiten eingetreten wären. Diese waren: Der Wind gieng stark und es war unter demselben höchst gefährlich am Ufer hinzusegeln; denn dieses ist hier so niedrig, daß man es schon in einer Entfernung von 8 bis 10 englischen Meilen *), also zwey bis drithalb deutschen Meilen ganz aus den Augen verliert. Wie leicht konnte daher das Schiff, ehe man noch im Stande war, es in der gehörigen Entfernung von der Küste zu halten, an dieselbe angeschläudert und zerschmettert werden. Dabey war das Wasser an derselben ziemlich niedrig und die Gefahr daher desto größer.

Aus diesem Grunde beschloß man einmüthig, das Schiff, so lange noch einige Hoffnung vorhanden wäre, es zu retten, von der Küste von Pegu so viel wie möglich entfernt zu halten.

Am 6ten Juni legte sich der Wind, und das Schiff zog von nun an weniger Wasser ein, so daß nur immer Eine Pumpe im Gange zu seyn brauchte. Man entdeckte am Hintertheile des Schiffes über dem

*) Vier englische Seemeilen machen Eine deutsche Meile aus, die auch geographische Meile heißt.

Wasser einen Leck; es wurde daher, so wie das Wetter ruhiger war, ein Both ausgesetzt, das Loch mit Werg verstopft, ein Stück getheerte Leinwand und noch ein Stück Leder darüber genagelt. Viel konnte dieses, wie ihr leicht einsehen werdet, nicht helfen; indeß wirkte es doch so viel, daß bey stillem Winter nur alle Stunden Einmal gepumpt werden durfte. Dieser Umstand brachte bey den Reisenden einen Irrthum hervor. Sie glaubten nemlich, daß sie ihre Sache vortrefflich gemacht, den Leck vollkommen gut verstopft und dadurch aller Gefahr vorgebeugt hätten; sie wünschten einander Glück zu ihrer Rettung, und setzten ihre Reise getrost fort, als wenn nun nichts mehr zu befürchten wäre. Aber ihre Glückwünsche waren zu voreilig. Das rathsamste und beste wäre gewesen, nach Rangoun zurückzukehren und dort ihr Fahrzeug auszubessern. Es war leicht vorauszusehen, daß sie mit ihrem gespaltenen Schiffe besonders in der Bay von Bengalen große Gefahr laufen dürften. Denn hier wehten gerade sogenannte Passatwinde oder Monsonus, die den Leck wieder aufreissen, vergrössern und die schadhafte Junk in den Wellen begraben konnten.

Eduard. Wollen Sie uns nicht kurz sagen, was man unter Passatwinden oder Monsonus versteht?

Großvater. Gerne, lieber Sohn! — In vielen Weltgegenden hat es mit den Winden die eigene Bewandniß, daß sie regelmäßig zu bestimmten Zeiten im Jahre und zwar beständig eine Zeitlang nach einer und derselben Richtung wehen; diese Winde pflegt man Passatwinde oder Monsonus zu nennen. Sie sind den Schiffern oft sehr hinderlich und unangenehm. Denn nehmt an, ein Schiff wollte nach Norden segeln, und es bliese daher gerade ein Passatwind. Was müßte dann geschehen? — Der Schiffer müßte stille stehen und so lange warten, bis der Monsoun ausgeblasen hätte; und dies währt zuweilen sehr lange. Gute Schiffer kennen die mehresten dieser beständigen oder Passatwinde und wissen sich bey ihrer Fahrt danach zu richten.

Eduard. Wenn nun aber die Menschen auf der Juno dieß alles wußten, so sehe ich doch in der That nicht ein, wie sie sich entschließen konnten, ihre Reise fortzusetzen.

Großvater. Du hast recht, mein Sohn Es war wirklich zu viel gewagt. So geht es aber oft in der Welt. Zuweilen begegnet es auch wohl dem Verständigen, daß er etwas unternimmt, was mit den augenscheinlichsten Gefahren verbunden und

unausführbar ist. Der Kapitain von der Juno und mehrere seiner Gefährten waren gewiß nicht auf den Kopf gefallen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, und doch handelten sie in diesem Falle sonderbar genug, so, daß selbst der Lieutenant Mackay in seiner Beschreibung dieser unglücklichen Reise sagt: "Wir müssen in der That "alle bethört gewesen seyn, daß wir "uns einbilden konnten, ein Stück Lein- "wand, welches wohl bey ruhigem Wet- "ter das Eindringen des Wassers abzuhal- "ten vermochte, werde auch einen Leck, wie "den unsrigen, bey stürmischer See zu "stopfen hinreichend seyn."

Julie. Ich bin begierig, wie es ihnen weiter gegangen sey.

Großvater. Das sollst Du bald erfahren. Man segelte immer weiter. So lange das ruhige Wetter dauerte, nahm man die Pumpen vor, und besserte sie, so gut man konnte, aus. Bis zum 12ten Junius, also sechs Tage nach einander, ging alles im Ganzen gut. Allein an diesem Tage, lieben Kinder, ward die See wieder unruhig und es fing ein starker Wind zu wehen an. Die Wellen wurden immer größer und das Schiff fing an, mehr Wasser als vorher einzuziehen. Man pumpte mit vielem Eifer, allein das, was gleich

Anfangs dabey mit dem Pumpen geschah, erfolgte auch jezt. Sie wurden häufig mit Sand verstopft und dadurch unbrauchbar gemacht. So lange sie noch Dienste leisteten, arbeitete man ohne Aufhören mit drey Pumpen. Waren sie verstopft, so zog man sie auf, und diejenigen, welche mit dem Handwerksgeräthe umzugehen wußten, besserten sie aus. Während dieses geschah, waren die andern nicht müßig, sondern in voller Thätigkeit, das einlaufende Wasser mit Eimern auszuschöpfen.

Denkt euch, lieben Kinder, 72 Menschen, auf ein einziges Fahrzeug versetzt, wie sie mit Bangigkeit das Wasser immer stärker in ihre Wohnung dringen, wie sie alle ihren Untergang vor Augen sehen, wenn diesem Eindringen nicht Einhalt geschieht, wie sie Tag und Nacht alle ihre Kräfte aufbiethen, um das Wasser aus dem Schiffe zu schaffen, wie sie daran häufig durch die verstopften Pumpen gehindert werden, denkt euch diese Anzahl von Menschen, wie sie von Furcht und Hoffnung abwechselnd hingerissen werden, denkt sie euch mehrere Tage hinter einander in diesem Zustande, und ihr habt ein treues trauriges Bild von dem, was auf der Juno in diesen Tagen vorging.

Der Wind wehte vom 12ten Junius viele Tage in Einem fort. Ihr könnt euch leicht

denken, daß man endlich durch die vielen anhaltenden und schweren Arbeiten und durch den Mangel an Ruhe sehr ermüdet werden mußte. Am 16ten Junius fühlten sich alle fast ganz erschöpft, und fingen an, für ihre Rettung sehr besorgt zu seyn. Man hielt Berathschlagungen, und kam darin überein, daß man alle Segel, die vorräthig wären, aufspannen wollte, um so schnell wie möglich eine Küste zu erreichen, die am nächsten läge. — Sucht einmal Madras auf, in der Nähe davon werdet ihr den Namen "Coromandel" finden. Hierher beschloß man zu segeln, denn die Küste von Coromandel war die nächste. Hier wollte man sich nach den Umständen richten und entweder hinunter nach Madras oder hinauf nach Bengalen fahren.

Mit aufgespannten Segeln ward nun die Fahrt fortgesetzt. Die Pumpen erforderten eine anhaltende Arbeit und Aufmerksamkeit, und daher konnte man nicht gehörig auf die Segel sehen. Daraus erfolgte der Unfall, daß schon vor dem 18ten Juni alle Segel, bis auf das vordere dessen man sich noch zur rechten Zeit bemächtigte, durch den Wind von den Segelstangen abgerissen waren. Man legte nun bis zum 20sten Juni bey, das heißt, man kehrte das Schiff gegen den Wind, wo-

durch ein langsamerer Gang desselben bewirkt wurde.

Jetzt ging das Schiff schon so tief und schwer, daß alle zu zweifeln anfingen, ob es sich je wieder heben werde.

Doch es ist Zeit, meine Lieben, daß wir hier eine Pause machen. Morgen wollen wir das weitere hören.

Man verließ den grünen Hügel, und ging auf die Stube des Großvaters, wo sich jedes seinen Betrachtungen über das Gehörte überließ.

Zweyter Abend.

Mit neubegierigem und theilnehmendem Herzen versammelten sich die jüngern und ältern Zuhörer des wackern Edelhold am folgenden Abende auf dem gestrigen Plätzchen. Der gute Alte erschien und las auf den freundlichen Gesichtern der andern, wie sehr man sich seiner Erscheinung freue.

Er nahm seinen Platz zwischen Amalien und Alexandern, und begann die Fortsetzung der Erzählung.

Ihr habt gehört, sagte er, daß die Lage der unglücklichen Juno mit jedem Tage trauriger und bedenklicher wurde. Jedermann glaubte, daß sie sich, nachdem sie so tief gesunken war, schwerlich wieder heben werde. Ihr werdet wohl selbst fühlen, welchen Eindruck so ein Gedanke auf unsre Seefahrer machen mußte. Denkt euch nur an ihre Stelle. Sie hatten nun beständig ein offenes Grab vor sich, und jeden Augenblick mußten sie befürchten, davon verschlungen zu werden. Rettung durch ein anderes Schiff war nicht zu hoffen. Das Schiffsvolk, wovon jedem auf dem Fahrzeug ein bestimmtes Geschäft angewiesen war, gerieth bey dieser Lage der Dinge in Furcht und Schrecken. Es entstand Unordnung; manche verrichteten in der Angst

ihre Pflichten nicht mit der nöthigen Ueberlegung, und die Officiere und Vorgesetzte hatten Mühe, jeden an seinem Posten oder auf dem ihm angewiesenen Platze und bey dem ihm bestimmten Geschäfte zu erhalten.

Das Vordersegel, das allein noch übrig war, ward nun auch eingezogen und alle Kräfte wurden beym Pumpen und Ausschöpfen angestrengt, um das Schiff vom Wasser zu leeren. Aber alle Mühe war vergebens. Um acht Uhr kamen die Leute, welche unten im Schiffe waren, mit der traurigen Nachricht herauf, daß das Wasser darinn schon bis ans untere Deck, also beträchtlich hoch, reiche.

Diese Nachricht machte den tiefsten Eindruck. Jetzt schien alle Hoffnung verloren. Diejenigen, die stark am Leben hingen, und denen vor dem Tode graute, geriethen in den größten Schrecken; diejenigen, die männlicher und entschlossener dachten, suchten sich zu fassen. Und was konnte auch das Zagen und Zittern helfen? — Vorzüglich war bey den Peguanischen Seeleuten oder Lascars die größte Angst sichtbar; sie überließen sich ganz der Verzweiflung. Auf den Gesichtern der Europäer zeigte sich kein Strahl von Hoffnung.

In dieser furchtbaren Verlegenheit bemächtigte sich vieler der Gedanke, daß das

Schiff wegen des Sandballastes unter der Holzladung zu Grunde gehen müsse. Vielleicht wißt ihr noch nicht, was unter Ballast zu verstehen ist. Gebt Acht, ich will es euch erklären. Wenn man ein leeres, unbeschwertes Schiff aufs Wasser ließe, so würde es, wegen seiner Leichtigkeit, bald das Gleichgewicht verlieren und umkappen. Um dieses zu verhindern, pflegt man ganz unten am Schiffe irgend eine Last hinzubringen, gewöhnlich Sand, und diese unterste Ladung nennt man dann Ballast.

Bisher hatte das Schiffsvolk auf der Juno sich ganz dem Gutdünken seiner Vorgesetzten unterworfen; allein jetzt, da man sich überzeugt hielt, daß das Schiff wegen des Sandballastes untergehen müsse, fing es an laut zu verlangen, daß man das Fahrzeug verlassen, die Böthe aussetzen und sich auf diesen retten sollte. Diesem Verlangen konnte nicht nachgegeben werden; denn theils war es Pflicht, das Schiff, so lange als möglich, nicht zu verlassen; theils würde es auch ohne Nutzen gewesen seyn; denn man hatte bloß ein Paar gespaltene und durchlöcherte kleine Fahrzeuge, nemlich eine alte Jölle und eine sechsrudrige Pinasse.*) —

*) Jölle (auch Gölle, Jelle, Gelle und Jolle) nennt man eine Art der

Man blieb also auf dem Schiffe. Indeß, um doch etwas zu thun, beschloß man, den Mittelmast, also den schwersten, zu kappen oder abzuhauen. Man glaubte dadurch das Schiff zu erleichtern und es wenigstens bis zum andern Morgen vor dem Sinken zu bewahren.

"Ein Unglück reicht dem andern die Hand!" heißt es im Sprichwort, und dieß traf auch hier ein. — Der Mast ward gekappt, aber unglücklicher Weise fiel er in das Schiff. — Dieß verursachte große Verwirrung. — In dieser Verwirrung ließ der Steuermann, der das Geschäft hat, den Lauf des Fahrzeuges zu regieren, das Schiff **treiben**, d. h. er machte, daß es stille stand.

So wie dieß geschah, strömte die See über das Schiff allenthalben hin. Schrekken und Verzweiflung verbreitete sich unter den Unglücklichen. Madam **Bremner**, die Gattinn des Kapitains, eine noch sehr

kleinsten Ruderschiffe, die vorn und hinten spitzig sind.

Pinasse wird ein Schiff genannt, das mastig ist, ein viereckiges Hintertheil hat, und sehr geschwinde segelt, weil es sowohl durch Segel als Ruder getrieben wird.

junge liebenswürdige Frau, befand sich in diesem unglücklichen Augenblicke noch in dem untern Theile im Bette. Zum Glück fand sie Mittel, die Luke aufzustoßen und herauf zu kommen.

Alexander. Was heißt das, Großvater, eine Luke?

Großvater. Auf den Schiffen, mein Kind, gibt es mehrere Verdecke, das heißt Räume oder Plätze, auf denen sich die Menschen aufhalten und die rund gedeckt oder gewölbt sind. Diese Verdecke haben viereckige Löcher, durch die man steigen kann. Diese Löcher, welche mit Fallthüren oder Deckeln verschlossen werden können, nennt man Luken, zuweilen heißen aber auch die Fallthüren und Deckel so.

Als die Lieutenante Mackay und Wáde Madam Bremner erblickten, eilten sie ihr gleich zu Hülfe, und zogen sie auf das Geländer, das sich auf dem Hintertheile des Schiffes befand. Damit sie nicht herabstürze, band man sie an das Tauwerk des hintersten oder des Besaanmastes an. Kaum war dieses geschehen, so senkte sich das Schiff so plötzlich, so schnell und so tief, daß alle glaubten, es gehe nun zu Grunde. Es senkte sich jedoch nicht tiefer, als so weit, daß das obere Verdeck eben unter Wasser kam. Jeder suchte sich nun zu ret-

ten und kletterte das Tauwerk hinan, um wenigstens für den Augenblick dem Tode zu entgehen. Die Wellen schlugen immer höher und höher, gleich als wollten sie die Unglücklichen mit sich fortreissen und in der Tiefe begraben. Je höher jene sich hinauf wälzten, desto höher kletterten diese.

Der Kapitain Bremner, seine Frau, die Lieutenante, Wáde und Mackay, nebst einigen andern, hielten sich am Besaanmaste fest; die übrigen aber hingen im Tauwerke; einen Einzigen ausgenommen, der sich gerade auf dem Vordertheile befand und dem es gelang, den Vorder- oder Fockmast zu erreichen.

Stellt euch, meine lieben Kinder, die traurige Lage der armen Unglücklichen lebhaft vor und fragt euch selbst, wie es euch zu Muthe gewesen wäre, wenn ihr an ihrer Stelle gewesen wäret? Noch ist ihr Ungemach nicht auf den höchsten Grad gestiegen; es warten ihrer noch größere Widerwärtigkeiten!

Madam Bremner befand sich in einem üblen Zustande. Sie hatte nichts weiter als ein Hemde und einen dünnen Ueberrock an; es überfiel sie eine Kälte, die sie nicht mehr länger, ohne darüber zu klagen, aushalten konnte. Ihr Mann war nicht viel besser bekleidet; daher zog der Lieutenant

Mackay seine Jacke aus, und gab sie der zitternden Frau.

Man hatte besorgt, daß das Schiff untergehen würde; allein man dachte reiflicher darüber nach, und sah bald ein, daß es, da es mit Holz geladen sey, welches leichter als das Wasser ist, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ganz zu Grunde gehen werde. Indeß befürchtete man, daß der Mast durch das Gewicht so vieler Personen, die daran hingen, niedergerissen werden möchte; um ihn zu erleichtern, beschloß man daher, die Seegelstangen, die am Maste befestigt und beträchtlich schwer waren, mit den vorräthigen Taschenmessern abzuschneiden.

Das Schiff gerieth in die heftigste Bewegung, so daß sich die Unglücklichen nur mit Mühe fest halten konnten. Dessen ungeachtet wurden Einige, weil sie sich übermäßig angestrengt hatten, von dem Schlafe überwältigt.

Es war Nacht. — Diejenigen, deren Gemüthszustand es erlaubte, stellten verschiedene Betrachtungen über ihre traurige Lage an. Der Lieutenant Mackay bemerkt dabey folgendes: Anfangs zeigte sich uns nicht der geringste Grad von Hoffnung, indeß hielt ich nach einigem Nachdenken den Gedanken fest, (so wie ein Sinkender auch wohl nach einem Strohhalm greift) daß

wir beym Anbruch des Tages vielleicht Land oder ein Schiff erblicken würden, welches uns aufnähme. Ob ich mich also gleich schon in mein, mir unvermeidlich scheinendes Schicksal ergeben hatte, so hegte ich doch von diesem Augenblicke an noch die Hoffnung einer möglichen Rettung. Der Gedanke eines so unzeitigen Todes war mir unerträglich; ich horchte daher die ganze Nacht ängstlich auf einen Schuß; und wenn ich mir zuweilen einbildete, wirklich einen solchen zu hören, und dieß meinen Gefährten sagte, so glaubte dann ein jeder denselben zu hören.

Beym Anbruch des Tages rief Einer: Ein Schiff! ein Schiff! Stellt euch vor, welch' eine Freude dieser Zuruf hervorbrachte. Die Muselmänner oder diejenigen, die der mahomedanischen Religion zugethan waren, und deren sich mehrere am Bord befanden, riefen bey dieser Gelegenheit ihren Propheten, oder den Stifter ihrer Religion, Mahomed, an. Dieß erinnerte die auf der Juno befindlichen Christen an Gott. Sie erhoben ihre Herzen zu ihm, und dankten ihm mit gerührter Seele für ihre unerwartete Rettung, die sie jetzt schon für gewiß hielten.

Amalie. Ach, daß sich die Unglücklichen nur nicht täuschen möchten! Ich befürchte dieß sehr.

Großvater. Und nicht mit Unrecht, liebe Tochter! Ach, sie täuschten sich wirklich! Leider, fährt der Lieutenant Mackay in seiner Erzählung fort, hatten jenen seine Augen eben so betrogen, als mich meine Ohren; und vielleicht litten wir bey allem unsern nachfolgenden Ungemache nicht so schmerzlich, als bey dieser schrecklichen Täuschung. Mein Herz erstarb in mir. Ich bedauerte, mir mit so trüglichen Hoffnungen geschmeichelt zu haben; und mein Gemüth war in einem solchen Aufruhre, daß ich die Seelenruhe, die mich Anfangs noch Aufrecht erhalten hatte, nicht wieder erlangen konnte.

Der Anblick, welcher sich unsern Augen beym Anbruch des Tages darboth, war über alle Beschreibung schrecklich. Ein fürchterlicher Sturm, die berghoch wogende See, das treibende Schiff mit zertrümmertem Verdeck, endlich das Tauwerk, worin 72 Unglückliche hingen, und das daher jeden Augenblick zu zerreissen und die traurige Scene zu beschließen drohte. Dazu kam das Geschrey der Weiber der Lascars, welches den allgemeinen Schrecken noch sehr vermehrte. Einige von uns ergaben sich

willig ihrem Schicksale, während Andere, unfähig sich festzuhalten, durch die Wellen vom Tauwerk herabgeschleudert wurden. Der größere Theil aber war noch zu härteren und schrecklichern Prüfungen bestimmt. Der Wind heulte drey ganze lange Tage in Einem fort, und jeder Tag vergrößerte unser Elend. Wir sahen voraus, daß wir endlich auf dem zertrümmerten Schiffe oder auf dem Wrack würden Hungers sterben müssen, — die furchtbarste Gestalt, in welcher der Tod uns erscheinen konnte.

Julie. Die Unglücklichen! wenn ihnen nur geholfen wird! ach, das Unglück unsers Vaters ist freylich dagegen nichts, das sehe ich jetzt ein!

Großvater. Groß ist ihr Unglück, meine Tochter, das ist wahr; aber selbst in so einer schreckenvollen Lage darf der gute, hochherzige Mensch seinen Muth nicht sinken lassen und alle Hoffnung aufgeben, sondern sich tröstend der Worte eines großen deutschen Dichters erinnern:

"Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
"Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!"

In der schrecklichen Furcht, den Hungertod zu sterben, kamen die Unglücklichen auf einen Gedanken, den ihr vielleicht nicht

errathen möchtet. Sie beschlossen bey sich, im Fall der Noth, um ihr Leben zu fristen, ihren Hunger durch das Fleisch derer zu stillen, die eher ein Raub des Todes seyn würden. Doch theilten sie einander diesen Vorsatz Anfangs nicht mit, spielten nicht einmal darauf an, ausgenommen Einmal, als ein Canonier den Lieutenant Mackay fragte, ob er glaube, daß es eine Sünde sey, im äußersten Nothfall zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen.

Der Raum am Besaanmaste, an welchem beynahe 70 Personen hingen, war viel zu enge. Es entschlossen sich daher einige, denselben zu verlassen und nach dem Vorder- oder Fockmaste zu schwimmen. Leider, verunglückten bey diesem Versuche drey oder vier, welche um ihr Leben kamen.

Auf meine anfängliche Unruhe, sagt der Lieut. Mackay, folgte bald eine gewisse Unempfindlichkeit oder vielmehr Gleichgültigkeit. Ich suchte die Zeit zu verträumen, und wünschte mir einen gewissen Grad von Sinnlosigkeit, um nicht das Traurige meiner Lage zu empfinden. Das unnütze Klagen und Jammern meiner Leidensgefährten brachte mich etwas auf, und, statt mit einzustimmen, verdroß es mich, daß sie mich aus meiner Stimmung brachten. In den ersten drey Tagen, wo das Wetter trübe

und kühl war, litt ich viel vom Hunger und Durst. Am vierten legte sich der Wind, die Wolken theilten sich und es erfolgte eine brennende Sonnenhitze, die uns gerade über dem Kopfe stand, welches mir meinen Zustand bald sehr fühlbar machte.

Der heftigste Durst fing nun an Hrn. Mackay und die übrigen gewaltig zu quälen, welche dieß durch ein klägliches Jammern verriethen. In diesem peinigenden Zustande erinnerte sich Hr. Mackay, an ein Buch, das er gelesen hatte. Es enthielt eine Schiffbruchsgeschichte, worin unter andern auch erzählt wurde, daß die Leute auf dem verunglückten Schiffe, die einen unerträglichen Durst litten, zur Löschung desselben ein sehr wohlthuendes Mittel gebraucht und dieses darin bestanden hätte, daß sie sich abwechselnd auf ein leinenes Laken hinlegten, welches vorerst in die See getaucht worden war. Die Haut- oder Schweißlöcher sogen das Wasser ein, und ließen die salzigen Theilchen auf der Haut zurück. Das eingesogene Wasser verminderte etwas den Durst.

Lieutenant Mackay ahmte dieses, so gut er konnte, nach. Er trug ein flanellenes Brusttuch auf dem bloßen Leibe. Dieses tauchte er von Zeit zu Zeit in die See und bedeckte sich damit. Mehrere, die sei-

nem Beyspiele folgten, gestanden, daß sie durch dieses Mittel erfrischt und gestärkt worden wären; und Mackay selbst ist fest überzeugt, daß er größtentheils dadurch sein Leben erhalten habe.

Die Unglücklichen befinden sich nun vier Tage in einer der schrecklichsten Lage, die man sich denken kann. Wie es mit ihnen ging, will ich euch morgen erzählen.

Alle. Oh! warum nicht lieber noch heute?

Großvater. Ich hoffe, daß die Kinder das dem Großvater überlassen werden, zu bestimmen, wann er aufhören soll. Stillschweigend und nachdenkend verließ man den Garten.

Dritter Abend.

Nahe bey dem Dorfe, worin Edelholds Gut lag, befand sich ein überaus anmuthiger Berg, der mit den verschiedenartigsten Bäumen bepflanzt war und eine ungemein schöne Aussicht gewährte. Edelhold bestieg ihn zuweilen mit seinen Enkeln und labte sich an den schattigen Gängen, die man darauf fand, an dem mannigfaltigsten Gesange, welchen Vögel von allen Gattungen erhoben, und an den reitzenden Landschaften, die sich von diesem Berge dem Auge entfalteten. Auch heute machte Edelhold mit den Kindern, ihrem Lehrer und seinem Freunde, dem Kapitain, dahin einen Spaziergang. — Man lagerte sich auf ein Plätzchen hin, von welchem man den Untergang der Sonne, die zu sinken anfing, mit ansehen konnte.

Willst Du, Großvater, hier auf diesem schönen Plätzchen uns nicht die Schiffbruchsgeschichte weiter erzählen? fragte in bescheidnem Tone die kleine Amalie den stillheitern Greis.

O ja! lieber Großvater! riefen ihre Geschwister und klammerten sich an den Alten.

Daß die Kinder doch so gerne erzählen hören! sagte lächelnd der Großvater. Nun, wenn sie dabey nur hübsch aufmerksam sind

und sich das behalten, oder auf sich anwenden, was sie hören, dann wird man gerne ihre unschuldigen Wünsche befriedigen. Ich werde schon sehn, ob das bey meinen lieben Enkeln der Fall ist; nächstens will ich sie einer scharfen Prüfung unterwerfen —

Julie. Oh, Großvater! —

Alexander. Ja, lieber Großvater, alles — —

Großvater. Ich merke schon, was du sagen willst. Das hilft aber alles nichts. Wer am besten besteht, wird mir viele Freude machen. Ich will schon sehen, wer mir die besten Erklärungen wird machen können, z. B. von den verschiedenen Masten des Schiffs, den Tauen, dem Ballaste, dem Wrack, den Passatwinden, der Ebbe und Fluth u. s. w. Jetzt merkt auf, ich will die Geschichte weiter erzählen.

Vier Tage schon befanden sich unsre verunglückten Seefahrer in einer betrübten Lage. In der drauf folgenden Nacht hatte der Lieutenant Mackay einen sehr erquickenden Schlaf. Ein lebhafter Traum beschäftigte seine Seele. Es erschienen ihm sein geliebter Vater, seine Freunde und alle, die ihm am Herzen lagen. Es dünkte ihn, daß er am hitzigen Fieber krank danieder liege. Sein Vater stand an seinem

Bette und hielt in einem weißen leinenen Gewande, seinen Kopf mit einer Bischofsmütze bedeckt, eine Rede an ihn. So lange er predigte, verschwand das Fieber; so bald er aber aufhörte, stellte es sich wieder ein. Er wachte bald darüber auf. Der Traum machte tiefen Eindruck auf sein Herz. Das Bild seines guten Vaters schwebte so lebendig vor seiner Seele, und der Gedanke, daß er vielleicht nicht mehr lebe und jetzt im Himmel Zeuge seiner Leiden sey, bemächtigte sich so sehr seines Gemüthes, daß er höchst gerührt wurde. In diesen wehmüthigen Augenblicken erinnerte sich der unglückliche Sohn all' der guten Lehren, die ihm einst sein Vater gegeben hatte; dankte ihm mit bewegtem Herzen dafür, und fand in dieser Betrachtung Trost, Beruhigung und Muth. Seine Seele ward so erhoben, daß er bereit war, zu sterben.

Am 5ten Tage nach dem Untergehen des Schiffes, also den 25sten Juni starben die ersten beyden Personen aus Mangel an Lebensmitteln und Erquickung, welches auf die andern einen tiefen Eindruck machte. Der Eine verschied plötzlich; der andere aber schmachtete einige Stunden bey großer Todesangst. Er wurde erst von einem heftigen Aufstoßen ergriffen, worauf starke Zuckungen oder Convulsionen folgten. Man

bemerkte nachher öfter, daß diese Zeichen (oder, wie die Aerzte sagen, Symptomen) sichere Vorbothen eines herannahenden peinlichen Todes waren.

An diesem Tage war es sehr heiß, und die See ruhig. Der Kapitain und der Lieutenant Wäde setzten großes Vertrauen auf Flöße, oder auf Fahrzeuge, die aus Balken und Stangen zusammen gesetzt werden. Man glaubte, sich auf denselben retten zu können. Was sollte man thun? Man dachte nach, und kam auf den Gedanken, ein Floß aus Segelstangen und Sparren vom Wrack zusammen zu fügen. Man legte sogleich Hand ans Werk und den folgenden Tag war man damit fertig. Kaum war es vollendet, als sich die Leute sogleich darauf verfügten. Da der Kapitain diese Bewegung bemerkte, stieg er mit seiner Frau hurtig vom Basaanmaste und begab sich auch aufs Floß. Hr. Mackay, der das ganze Unternehmen nicht billigte, folgte doch auch diesem Beyspiele, nothgedrungen durch die Umstände.

Eduard. Konnte denn aber das Floß so viele Menschen tragen?

Großvater. Bewahre! Dieß war es nicht im Stande. Man sah es ein; allein keiner hätte es gern verlassen. Es erhob sich ein Streit, der nicht leicht zu

schlichten war. Die äußere Gewalt entschied und die Schwächern wurden von den Stärkern genöthigt, sich wieder auf das Wrack zu begeben. Sie wollten nun das Tau abhauen, womit das Floß ans Schiff befestigt war. Hr. Mackay fragte, eh dieß geschah, den Kapitain: in welcher Richtung er glaube, daß Land liege, ob Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, es zu erreichen? Es erfolgte hierauf keine Antwort; deßhalb suchte Hr. Mackay den Kapitain zu bereden, wieder mit ihm ans Schiff zurückzukehren; doch merkte er sehr bald, daß dieß weder auf ihn noch auf die andern einigen Eindruck machte, und so mußte er sich denn auch wohl dazu verstehen, bey ihnen zu bleiben.

Man ruderte nun fort mit Plankenstücken, welche die Schiffsleute vorher mit ihren Messern ruderförmig zugeschnitten hatten, war aber noch nicht weit gekommen, als man die Anzahl der Menschen für das Böth zu groß fand. Hr. Mackay benutzte diesen Zeitpunkt, und erneuerte seine Vorstellungen, daß man nemlich lieber auf das Schiff zurückkehren sollte. Auf Herrn Wäcke machten diese den erwünschten Eindruck, und er zeigte sich bereitwillig, mit dem Lieutenant Mackay auf den Mastkorb des Schiffes zurückzukehren.

Amalie. Was ist das ein Mastkorb, Großvater?

Großvater. Weißt Du dieß noch nicht? — Sieh, mein Kind, an den Mastbäumen findet man oben eine runde Scheibe aus starken Balken, an welchem viele Taue befestigt sind. Diese Scheibe nun nennt man Mastkorb. Auf den Mastkörben stehen die Matrosen, welche das Tauwerk und die obern Segel in Ordnung erhalten. Auch hält sich darauf der Matrose auf, welcher Wache hält, und in Seegefechten werden mehrere mit Flinten, selbst mit kleinen Kanonen darauf gestellt, welche von oben hinab auf den Feind feuern. — Herr Wäde entschloß sich also, mit dem Lieut. Mackay auf den Mastkorb des Schiffes zurückzukehren. Die andern, welche das Floß gern erleichtert sahen, waren bereitwillig, ihnen wieder an ihren vorigen Platz zu verhelfen. Als dieses geschehen war, stießen sie wieder vom Schiffe ab, und gegen Sonnenuntergang hatten die Zurückbleibenden sie schon aus den Augen.

Lieutenant Mackay gesteht, daß es ihm zuweilen eingefallen sey, wie leicht er seinem Leiden hätte ein Ende machen können, wenn er auf dem Floße geblieben wäre; als dieses gemacht wurde, fühlte er auch wirklich große Lust, sich darauf zu begeben,

weil er glaubte, daß es nicht möglich sey, länger als 24 Stunden das Leben auf demselben zu erhalten. Doch er kam, durch sein gutes Gefühl geleitet, bald auf bessere Gedanken; er fühlte, daß ein solcher Kleinmuth einem Manne nicht anstehe, und ergab sich mit männlicher Entschlossenheit in seine anhaltenden Leiden. Er beschloß fest bey sich, auf dem Wrack zu bleiben und sich in alles, was noch kommen würde, zu fügen.

Wie sehr wurden diejenigen, die auf dem Schiffe zurückgeblieben waren, den 27sten Juni Morgens überrascht, als sie an der entgegengesezten Seite des Schiffs das Floß wieder erblickten. Die Leute auf demselben hatten die ganze Nacht gerudert, bis endlich ihre Kräfte erschöpft und sie ganz abgemattet waren. Da sie nicht wußten, welche Richtung sie nehmen sollten, so trieben sie aufs Gerathewohl herum, bis sie bey Tagesanbruch sich wieder nahe bey dem Schiffe befanden. Versetzet euch, lieben Kinder, in ihre Gemüthsstimmung; wie mag es ihnen zu Muthe gewesen seyn, als sie wieder unverhoft zu ihren Bekannten und Unglücksgefährten stießen! — Sie verließen sogleich das Both und kletterten zu ihnen auf die Mastkörbe.

Den bedauernswürdigen Kapitain Bremner traf ein hartes Geschick. Der Unglück-

liche verlor seinen Verstand und verfiel in Wahnsinn. Seine Frau zog sich dieses so sehr zu Gemüthe, daß sie darüber convulsivische Zufälle bekam. Er war ein starker, rüstiger Mann, von mittlerem Alter; sie ein junges, zartes Frauenzimmer. Beyde waren kaum ein Jahr verheirathet. Als das Unglück anhob, schien der Anblick seiner Frau dem Kapitain Kummer zu verursachen, gleichsam als ob er sich Vorwürfe machte, sie in diese Gefahr gebracht zu haben. Er ließ sie nicht leicht von sich. Im Wahnsinne glaubte er oft einen, mit den ausgesuchtesten Speisen besetzten, Tisch zu sehen, und fragte dann die andern mit wilden Blicken, warum man ihm nicht von diesem oder jenem Gerichte gäbe. Sein Wahnsinn bezog sich gewöhnlich auf Essen und Trinken und auf seine Frau.

Lieutenant Mackay befürchtete vom Trinken des Seewassers, das, wie ihr wißt, sehr salzig ist, üble Folgen. Deßhalb enthielt er sich dessen so lange als möglich, bis er endlich die brennende Hitze in seinem Magen nicht länger ertragen konnte. Da er sich doch seinem Tode nahe glaubte, so stieg er hinunter, um sich noch zuletzt Einmal mit einem Trunk zu laben. Er trank fast zwey Quart *) Seewasser. Zu seinem Er-

*) Ein Quart ist so viel als ein Maß.

staunen erfolgte etwas, was er nie erwartet hätte. Das Wasser belebte, statt zu schaden, seine Körper- und Geisteskraft wieder. Er fiel in einen erquickenden Schlaf; seine innere Hitze ließ nach; er fühlte sich gestärkt, und ob er gleich stark purgirte und heftiges Bauchgrimmen bekam, so war dieß doch nur ein sehr geringes Uebel im Vergleich mit der Wohlthat, die es ihm jedesmal gewährte.

Den 28sten Juni Morgens erklärte Herr Wäde, daß er seinen Zustand nicht länger ertragen könne, und daß er noch Einmal auf das Floß gehen wolle, wenn Lieutenant Mackay ihn begleitete. Dieser verwarf aber den Vorschlag, und versuchte, ihm davon abzurathen; allein vergebens. Er sagte, jede Todesart sey seinem elenden Zustande vorzuziehen, und nichts könne seinen Entschluß ändern. Er beredete noch zwey Italiener, zwey Malagen und drey oder vier Lascars, mit ihm das Schiff zu verlassen und das Both zu besteigen. Dieß geschah, und in wenig Stunden verlor man sie aus den Augen! Den Abend darauf erhob sich ein Wirbelwind, der sie aller Wahrscheinlichkeit nach ins Verderben stürzte. Den auf dem Schiff zurückgebliebenen hingegen war er ungemein willkommen; denn er war mit einem heftigen Regen be-

gleitet. Ihr werdet es leicht errathen können, warum sie sich über den Regen so sehr freuten. — Es war ihnen nun möglich, ihren peinlichen Durst zu stillen. Freylich hatten sie keine Gefäße, um da die Regentropfen zu sammeln. Allein in der Noth kann man so etwas leicht entbehren. Sie breiteten ihre Kleider aus und fingen so das Regenwasser auf. Freylich waren diese Kleider größtentheils so von Salzwasser durchnetzt, daß sie Anfang auch das frische Regenwasser verdarben; der Regen aber war so heftig, daß er das Salz bald herauswusch.

Seit diesem glücklichen Tage regnete es beynahe alle 48 Stunden. In der Zwischenzeit, wenn die Unglücklichen nicht Kräfte genug hatten, selbst hinunter zu steigen, pflegten sie gewöhnlich eine Jacke oder ein anderes Kleidungsstück an einem Faden Segelgarn in die See zu lassen, und es dann, so durchnäßt, anzuziehen, um ihren Durst einiger Maßen zu stillen. Kam aber ein Regenschauer und sie erhielten auch nur ein Paar Schlücke frisches Wasser, entweder durch Auffangen des Regens mit dem Munde, oder durch Ausringen aus den Kleidern, so waren sie darüber entzückt; es strömte damit neues Leben und neue Kraft in sie, und sie vergaßen auf eine Zeitlang fast alle ihre Noth.

Ein anderes Mittel, zu welchem sie ihre Zuflucht nahmen, war: daß sie alles, was sie nur finden konnten, käueten. Dieß reitzte ihren Speichel und dieser minderte etwas ihren Durst. Sie griffen gewöhnlich nach einem Stück Segeltuch, um es zu käuen, ja selbst nach Bley. Dieß hätte ihnen leicht sehr nachtheilig werden können, denn ihr wißt, daß Bley Gift in sich enthält, und das Nagen an demselben mit Gefahren für die Gesundheit verbunden ist.

Julie. Sie konnten in ihrer Noth auch Leder kauen, was bey solchen Gelegenheiten schon oft geschehen ist.

Großvater. Es ist gut, daß Du mich darauf aufmerksam machst. Allerdings sollte man glauben, die Unglücklichen würden vorzüglich zum Leder ihre Zuflucht genommen haben. Allein das geschah aus zwey Ursachen nicht. Erstens hatten sie fast kein Leder; denn damals, als sich das Schiff senkte, waren die Europäer gerade nicht in Schuhen, und die Lascars tragen nie welche. Die andern zogen sie, wenn es regnete, immer aus, weil das in Indien zubereitete Leder, wenn es naß wird, ganz unbrauchbar ist. Die zweyte Ursache, warum man sich in der Noth nicht an Leder machte, war: weil man den Geschmack und den Geruch desselben so stark fand, daß

man es unmöglich vertragen konnte. An dem Tauwerke befanden sich einzelne Stückchen Leder, und einige versuchten es zu kauen, mußten aber gleich wieder davon ablassen; eben wegen der erwähnten Eigenschaften dieses Leders.

Lieutenant Mackay sagt, daß vor allen andern er wohl am meisten gelitten habe; nicht, als wenn die übrigen nicht eben das erfahren hätten, was er erfuhr, sondern weil er sich sein Unglück zu schrecklich vorzustellen anfing; und alles hängt ja von der Vorstellung ab, die wir von einer Sache haben. Ihm schwebte oft der Gedanke vor: was wird wohl das Ende von unsrer hülflosen elenden Lage seyn! Er hatte gelesen oder gehört, daß kein Mensch ohne Lebensmittel länger als ein Paar Tage leben könne, und als nun bereits mehrere verflossen waren, erstaunte er, daß er noch so lange habe leben können, und glaubte gewiß, daß jeder folgende Tag der lezte seyn müsse.

Noch ein anderer schrecklicher Gedanke beunruhigte den Lieutenant Mackay im höchsten Grade. Er glaubte nemlich, daß am Ende einer dem andern auf dem Schiffe das Fleisch vom Leibe reißen werde. Es schauderte ihn davor, und dieser Schauder wurde durch den Anblick mehrerer Gefährten erhöht, die mit dem Tode kämpften.

Viele verloren den Gebrauch ihres Verstandes und versanken in einen traurigen Wahnsinn. Lieutenant Mackay befürchtete ein gleiches Schicksal, und der Gedanke daran versetzte ihn in den größten Schrecken. Er erhob sein Herz zu Gott und bat ihn mit inbrünstiger Andacht, daß er ihn doch bis an sein Ende bey Verstande erhalten möchte. Oft wünschte er, daß ihn doch Gott von seinen Leiden erlösen möchte; wenn er aber glaubte, daß sein letzter Augenblick heran nahe, so schauderte er doch vor seiner Auflösung zurück.

Einen ekelhaften Anblick gewährte einer von den Lascars, dessen Körper ganz mit Geschwüren bedeckt war, die scheußlich aussahen.

Amalie. Ha! — —

Großvater. Dieser bedauernswürdige Mensch hing im Tauwerke unter dem Besaanmaste. Er kam unter vielen Schmerzen um sein elendes Leben. Sein nächster Nachbar versuchte den Leichnam in die See zu werfen; allein dieser war so zwischen die Taue geklemmt, daß er ihn nicht losbringen konnte. Der Körper blieb also noch einen oder zwey Tage hängen, bis endlich der Gestank unerträglich wurde, und mehrere zum Fortschaffen desselben Hand anlegten. Solche höchst widerliche Vorfälle ereigneten sich mehrere.

Alexander. Ach Gott! wie war es möglich, daß die Unglücklichen so vieles ertragen konnten! Mir schaudert davor!

Großvater. Erkennet daran die Fähigkeit des Menschen, Mühseligkeiten und Leiden der schmerzlichsten Art zu ertragen, wenn die Noth es gebiethet. O wie oft scheint es ihm unmöglich zu seyn, diese oder jene Unannehmlichkeit auszuhalten; wie oft klagt er über sein Schicksal, das ihm so harte Leiden auflegt; wie oft will er verzagen und verzweifeln, wenn seine Wünsche und Plane vereitelt werden, und er in Lagen geräth, die ihnen entgegen sind. Nähme er nur alle seine Kräfte zusammen, o dann ertrüge er alles mit Gedult und Leichtigkeit. Kommt endlich eine unvermeidliche Noth, dann lernt er wohl dulden und sich in seine Schicksale fügen! O wie sehr wünsche ich, meine Kinder, daß ihr einmal, wenn euch Widerwärtigkeiten treffen sollten, euch dabey zu fassen und zu beruhigen verständet! und dieß wird geschehen, wenn ihr euch schon in euern jungen Jahren gewöhnt, manches, was euch unangenehm und gegen eure Wünsche und Neigungen ist, still und willig zu ertragen; nicht gleich zu zürnen und zu toben, wenn zuweilen euer Verlangen nicht befriedigt und auf eure Bitten und Begierden nicht geachtet wird.

Die Kinder schwiegen still; eines und das andere schien sich getroffen zu fühlen, was vielleicht auch mancher junger Leser bey sich findet, wenn er offen und redlich einen Blick in sein Herz thun will.

Der würdige Greis erhob sich und mit ihm seine Zuhörer. Man verließ den Berg, und wandelte Hand in Hand, sanft umweht von einem lauen Sommerwinde, dem Gute zu, wo ihrer ein einfaches Abendessen wartete. Eben wollte man sich zur Ruhe begeben, als eine Kutsche vor dem Hause stille hielt und die Bewohner desselben an die Fenster lockte. Welch' eine unerwartete Freude! Edelholds Tochter, die Mutter der Kinder, war angekommen. Man stürzte ihr entzückt entgegen, in ihre Arme, an ihre mütterliche Brust, und Thränen der innigsten Freude begleiteten die herzlichen Worte, mit welchen die geliebte Mutter von ihren dankbaren Kindern empfangen wurde.

Vierter Abend.

Am folgenden Tage erzählten die Kinder der Mutter die traurige Schiffbruchsgeschichte, in so weit sie sie von dem Großvater gehört hatten, und am Abende führten sie sie auf den Hügel, auf welchem Edelhold in seiner Erzählung fortfuhr. Seine Tochter hatte besonders an dem Schicksale der Madam Bremner starken Antheil genommen, und sich um ihren Zustand mit ängstlicher Genauigkeit erkundigt.

Ich bin gerade daran, sagte Edelhold, etwas von den fernern Schicksalen dieser unglücklichen Frau zu erzählen. Ach, ihre bisherigen Leiden waren noch erträglich, gegen den Unglücksfall, der dem zärtlichen Weibe am 11ten Tage nach dem Niedersinken der Juno (den 1. Juli) begegnete. Mit inniger Liebe hing sie an ihrem Manne, dem Kapitain, und ob sie gleich vieles leiden mußte, so erleichterte doch die Liebe zu ihm ihr Ungemach sehr. Allein auch diese Erleichterung, dieser Trost, sollte ihr entrissen werden; denn am erwähnten Tage fand sie ihren Gatten todt in ihren Armen. — Ihr seyd gerührt, meine Lieben! — Die gute Frau verdient Euer herzliches Mitleid! — Aber trocknet eure Thränen! — Dem, dessen Verlust ihr einen so großen Schmerz

verursachte, war in der That der Tod eine Wohlthat! Seine Unglücksgefährten waren jetzt schon so erschöpft, daß sie nur mit der äußersten Anstrengung im Stande waren, seinen Leichnam ins Meer, oder über Bord, zu werfen. Eh' sie dieß thaten, zogen sie ihm vorher einige Kleidungsstücke für seine Frau aus, die, wie ihr schon wißt, sehr schlecht bekleidet war.

An demselben Tage starben noch zwey andere am Besaanmaste, und zwey am Fockmaste. Mit denen, welche sich auf dem letzten Maste befanden, hatte man die letzte Zeit wenig oder gar keine Gemeinschaft, weil man nicht mehr an dem Tauwerke hinunter zu klettern oder laut genug zu sprechen im Stande war, um in der Entfernung gehört zu werden.

Von den folgenden Tagen, erzählt der Lieutenant Mackay, kann ich wenig sagen, da der nagende Hunger jetzt die äußerste Ermattung zur Folge hatte. Nur wenn ich etwas frisches Wasser bekommen konnte, befand ich mich einigermaßen erträglich. Wir hatten zwar die Nächte bisher schon zuweilen sehr kühl gefunden; jemehr aber unsere Kräfte abnahmen, um so empfindlicher wurden wir für die Kälte. Die heftigen Regenschauer, von welchen wir durchnäßt wurden, waren zwar in einer Rücksicht

sehr wohlthätig für uns, vermehrten aber die Kälte so sehr, daß nach Sonnenuntergang gewöhnlich unsre Glieder ganz erstarrt waren, unsere Zähne zu klappern anfingen, und wir zuweilen wirklich fürchteten, vor Kälte zu sterben. So wie aber die Luft wärmer wurde, spürten wir auch ihren wohlthätigen Einfluß auf unsern Körper. Wir ließen erst die eine und dann die andere Seite von der Sonne bescheinen, bis unsre Glieder wieder gelenkig wurden. Wenn unsre Lebenskräfte nun auf diese Art wieder erneuert waren, unterhielten wir uns mit Gesprächen, die sogar zuweilen ganz munter wurden; ja ich fing selbst einmal an, eine Arie zu pfeifen: so wie aber die Mittagshitze heran kam, erneuerten sich auch mit den brennenden Sonnenstrahlen unsre Qualen, so daß wir uns dann wunderten, wie wir hatten wünschen können, daß es aufhören möchte zu regnen.

Von denen, fährt der Lieut. Mackay fort, die sich nicht nahe um und neben mir befanden, erfuhr ich wenig, und dieß nur durch ihr Jammern. Einige hatten einen harten Kampf, und starben in großer Todesangst; doch starben gerade nicht immer die schwächsten am leichtesten. Besonders erinnere ich mich folgender Beyspiele: Herrn Wäckes Bedienter, ein starker gesunder

Bursche, starb sehr bald und fast ohne einen Laut von sich zu geben, während ein andrer von demselben Alter, der dem Anscheine nach weit weniger ertragen konnte, viel länger aushielt.

Bey dem Schicksale dieser beyden unglücklichen Bursche war noch manches andere bemerkenswerth. Jeder von ihnen hatte noch einen Vater, beyde Väter befanden sich am Fockmaste als die Söhne krank wurden. Wie verschieden war ihr Betragen dabey! Der Vater von Herrn Wäckes Burschen, als er hörte, daß sein Sohn krank geworden sey, sagte sehr gleichgültig, daß er nichts für ihn thun könne, und ihn seinem Schicksal überlasse. Was that hingegen der Vater des andern? So wie er erfuhr, daß sein Sohn sich übel befinde, rutschte er sogleich von seinem Platze herunter, und kroch, nachdem er einen günstigen Zeitpunkt abgewartet hatte, auf allen vieren am äußersten Rande des Verdecks nach seinem Sohne hin, der im Tauwerke des Besaanmastes hing. Vom Hinterdeck war noch etwas von Wasser frey; dahin brachte der unglückliche Mann seinen Sohn, und band ihn ans Geländer fest, damit er nicht von den Wellen fortgerissen würde. Jedesmal, wenn der junge Mensch sich übergeben wollte, richtete ihn der Vater auf,

und wischte ihm den Speichel von den Lippen; und wenn ein Regenschauer kam, so öffnete er ihm den Mund, um die Tropfen aufzufangen, oder preßte ihm solche aus einem vom Regen durchnäßten Tuche freundlich in den Mund. In dieser herzangreifenden Lage blieben beyde 4 oder 5 Tage, bis der Sohn starb. Der unglückliche Vater, der dieß noch nicht glauben zu wollen schien, richtete den todten Körper in die Höhe, starrte ihn lange an, und als er nicht länger mehr zweifeln konnte, daß er wirklich todt sey, bewachte er, stumm vor Schmerz, den Leichnam, bis derselbe endlich von den Wellen weggespült wurde. Hierauf hüllte er sich selbst in ein Stück Segeltuch, sank nieder und stand nicht wieder auf, ob er gleich noch zwey Tage gelebt haben muß, wie man aus dem Zittern seiner Glieder schloß, wenn eine Woge sich über ihm brach. — Diese Scene machte auf die Uebrigen, ob gleich ihr Gefühl gegen alles, sogar gegen sich selbst schon abgestumpft war und sie des Anblicks von Elends schon gewohnt waren, dennoch Eindruck.

Die Kinder und auch die Erwachsenen, welche Edelholden zuhörten, urtheilten über diesen Vorfall, jedes nach seiner Weise; alle stimmten in gewissen Punkten überein.

Die Tochter des ehrwürdigen Alten verrieth die lebhafteste Theilnahme. Ihr Unglück schwebte ihr dabey vor der Seele; der Gedanke, daß es, im Vergleich mit dem Ungemach der verunglückten Seefahrer von keiner großen Bedeutung sey, gab ihr Trost und Muth. Edelhold faßte sie mit väterlicher Liebe bey der Hand und sprach tröstliche Worte zu ihr. "Ihr habt, sagte er unter andern, nicht alles verloren; noch ist euch ein Haus in der Vorstadt übrig geblieben, und noch habt ihr, was viel sagen will, Gesundheit und Kräfte! Mit diesem Schatze könnt ihr wuchern; durch Thätigkeit und Nachdenken werdet ihr euch wieder empor helfen. Als redlichen Menschen wird man euch gerne bey euren Absichten behülflich seyn. — Nur Muth gefaßt! Widerwärtigkeiten verwandeln sich oft in Freuden, und Nothleidenden ist Rettung gewöhnlich nahe. Auch unsern Unglücklichen zur See geht ein freundlicher Stern der Hoffnung auf. Höret, was weiter mit ihnen geschah!

Es war der 10te Juli, (also schon der zwanzigste Tag seit dem Sinken des Schiffs), als einer von den Leuten sagte: "Ich sehe etwas nach Osten zu. Es scheint mir Land zu seyn!" Diese Nachricht brachte, aus leicht zu errathenden Gründen, eben keine

große sichtbare Wirkung hervor; man hörte sie ziemlich gleichgültig an, und keiner gab sich die Mühe, die Sache näher zu untersuchen. Indeß ganz ohne Wirkung blieben die Worte doch nicht; denn als der Lieut. Mackay einige Minuten nachher aufblickte, um zu sehen, ob er etwas entdecken könne, so fand er Aller Augen nach jener Gegend hingerichtet. Zwar hatte man wenig Hoffnung, hörte aber doch nicht auf, dahin zu sehen, bis die Dunkelheit der Nacht die Blicke hemmte. Jedermann machte seine Bemerkungen, und alle kamen darin überein, daß das Gesehene Land sey.

Madam Bremner und einige andere fragten den Lieut. Mackay um seine Meinung, ob er nemlich glaube, daß Möglichkeit vorhanden sey, gerettet zu werden. Er gab ihnen keine tröstliche Antwort. Er sagte, daß das, was sie gesehen hätten, ihm kein Land zu seyn schiene. Und wenn es auch Land ist, sprach er, was kann uns das helfen? Den einzigen Trost gibt es uns, daß wir dann bald am Ende unsrer Leiden seyn werden; denn höchst wahrscheinlich wird das Schiff noch fern vom Ufer auf den Grund kommen und scheitern!" Diesen Gedanken hatte er schon längst gehabt, so daß er stets fürchtete, Land zu erblicken. Jetzt aber, da sein Gefühl abgestumpft,

und er unfähig war, etwas lebhaft zu empfinden, war ihm alles sehr gleichgültig. Als er daher am andern Morgen bey Tagesanbruch erwachte, dachte er gar nicht mehr daran, ob noch Land zu sehen sey oder nicht.

Doch er wurde bald aus seiner Gefühllosigkeit geweckt. Einer von den Leuten, die am Fockmaste waren, ließ ein Tuch wehen und gab dadurch ein Zeichen, daß man recht gesehen habe. Jetzt erst empfand er einige Neigung, hinaufzuklettern und sich selbst durch den Anblick davon zu überzeugen. Da er sich aber eben in einer behaglichen Lage, die Arme gegen den Magen gestemmt, befand, welches ihm große Linderung verschaffte, so mochte er sich nicht herumdrehen.

Einen tiefern Eindruck machte die Nachricht, daß man Land sehe, auf die Nachbaren des Lieut. Mackay. Einige von ihnen stiegen hinauf, und erklärten, daß sie wirklich Land sähen. Diese Nachricht wirkte auf die andern stark, sie brachte mehrere, und nach und nach alle in Bewegung. Dem Lieut. Mackay schien das Gesehene auch Land zu seyn; doch war er seiner Sache weder ganz gewiß, noch interessirte es ihn sehr. Mad. Bremner fragte ihn, ob er glaube, daß es die Küste von Coroman-

del sey? Diese Frage brachte ihn zum Lächeln, indem jetzt gerade aus der genannten Gegend her Passatwinde wehten.

Bald erblickte man das Land so deutlich, daß gar kein Zweifel mehr Statt fand. Statt der Freude, wurde jetzt die Angst allgemein, denn man befürchtete, nicht ohne Grund, daß man auf den Grund gerathen, und so im Angesichte des Landes umkommen würde. Wie man nachher fand, war das erblickte Land die Küste von Arracan. — Sehet hin auf die Charte. Sucht vorerst Calcutta auf. — So! ihr habt es. — Nun blickt etwas tiefer hinunter, da kommt ihr auf den Fluß Ganges. Rückt rechter Hand etwas hinab: so werdet ihr den Namen Arracan finden. Richtig! Eduard hat ihn. — Nun zur Geschichte.

Am Abende dieses Tages waren die Unglücklichen dem Lande so nahe, daß sie bemerken konnten, es sey eine unangebaute und unbewohnte Gegend mit Buschwerk und undurchdringlichem Gesträuch bedeckt, welches wahrscheinlich nur wilden Thieren zum Aufenthalte diene.

Lieutenant Mackay erwartete nun jeden Augenblick, daß das Schiff stranden werde. Er legte sich nieder, indem er gewiß glaubte, das Tageslicht nicht wieder zu erblicken. Auch schlief er wirklich ein.

Vor Tagesanbruch aber wurde er von einem heftigen Stoß aufgeschreckt. Könnt ihr errathen, was die Ursache davon war? — Das Schiff schlug mit solcher Gewalt an einen Felsen, daß die Masten bebten.

Alexander. O weh!

Amalie. Die armen Unglücklichen! Nun sind sie wohl verloren!

Großvater. Lieutenant Mackay hatte dieß vorausgesehen, und sich darauf vorbereitet. Das Schiff schwankte jetzt so sehr hin und her, daß die darauf befindlichen Menschen sich nicht fest halten konnten. Die Fluth war einige Fuß gefallen, und ein Theil des obern Decks ragte aus dem Wasser hervor. Die Unglücklichen machten daher jetzt einen Versuch, von den Masten wieder auf das Verdeck zu kommen, welches ihnen nach einigen Schwierigkeiten gelang. Lieutenant Mackay versuchte mit Hülfe des Constabels auch Madam Bremner herunterzubringen; allein sie war zu schwach, sich selbst etwas zu helfen, und ihre Träger nicht stark genug, sie zu tragen, so daß sie sich genöthigt sahen, sie oben zu lassen.

Amalie. Was ist das, lieber Großvater, ein Constabel?

Großvater. Das wird dir unser Herr Kapitain am besten erklären können.

Kapitain. Ich wills versuchen. Sieh, mein Kind, im Kriege gebraucht man nicht nur kleine Gewehre, wie z. B. Flinten; sondern auch grobes Geschütz, Kanonen, Bomben u. s. w. Dieß grobe Geschütz nennt man Artillerie; diejenigen, welche mit diesem Geschütze umgehen, z. B. die Kanonen gehörig richten, nennt man Artilleristen, zuweilen auch Kanoniere. Diese Kanoniere haben Leute nöthig, welche ihnen Kanonen, Bomben, Pulver und Kugeln herbeyschaffen und bisweilen wohl auch die Kanonen lösen oder losbrennen; diese Leute nun werden Constabels oder auch Constabler genannt. Ein Schiff also, das Kanonen bey sich führt, hat auch Kanoniere und Constabler. — Verstanden?

Amalie. O ja! danke, Herr Kapitain! —

Großvater. Nun zu unsern Unglücklichen zurück. — Die Fluth wurde immer kleiner, und zog sich so weit vom Schiffe zurück, daß es bald ganz ruhig lag, und das Deck, auf welchem sich die Kanonen befanden, oder das Kanonendeck fast ganz vom Wasser frey war. Die Lascars stiegen nun auch herab und suchten unter dem Schutt und dem Sande Geld. Lieutenant Mackay that zweyen, die ihm die stärksten schienen, den Vorschlag, Mad. Bremner

herunter zu tragen; aber was glaubt ihr wohl, daß sie dazu sagten? Sie weigerten sich, der Leidenden diesen Dienst zu erweisen. Bloß unter der Bedingung wollten sie es thun, wenn sie einen Theil des Geldes bekämen, das, wie sie wußten, die Unglückliche bey sich hatte. Mad. Bremner hatte nemlich ehe das Schiff sich senkte, gegen 30 Rupien *) beygesteckt, und ihre Aengstlichkeit, dieß Geld aufzubewahren, war oft der Gegenstand des Scherzes der andern, da diese noch nicht daran dachten, wie sehr diese wenigen Rupien zu ihrer Rettung behülflich seyn würden, wie die Folge lehren wird.

Lieutenant Mackay unterhandelte mit den Lascars und brachte es endlich dahin, daß sie sich entschlossen, für 8 Rupien Mad. Bremner aufs Verdeck herunter zu bringen; doch verlangten sie das Geld auf der Stelle, und wollten, ehe sie es erhielten, keine Hand anlegen.

Amalie. Fi! die harten Menschen!

Großvater. Ihr Benehmen verdient Tadel! Uebrigens sagt Lieutenant Mackay auch viel Gutes von ihnen.

*) Eine Rupie ist eine Ostindische Münze, 16 Groschen oder 1 Gulden am Werthe.

„Dieß, erzählt er, war das einzige Beyspiel von Mangel an Mitgefühl, welchen sie zeigten; denn bis auf diesen Vorfall war ihr Betragen wirklich musterhaft, besonders wegen der Sorgfalt, welche sie alle in gleichem Grade gegen unsere unglücklichen Frauenzimmer bezeigten."

Man hielt sich einige Zeit auf dem Kanonendecke auf. Hier bemerkte man, daß das Steuerruder nicht mehr ganz, sondern der obere Theil davon fortgetrieben war. Dadurch war ein Loch entstanden, durch welches man in die Konstabelkammer steigen konnte. Man wartete, bis sich die Fluth vom mittleren Verdecke zurückzog. Als dieß geschehen war, ging man in die genannte Kammer.

Das erste, wonach sich die Unglücklichen in der Konstabelkammer umsahen, waren Nahrungsmittel. Sie hoften, hier manches anzutreffen. Allein sie fanden sich bey näherer Untersuchung in ihrer Erwartung ziemlich getäuscht. Die Wellen hatten fast alles von einigem Nutzen fortgespült. Man setzte die Untersuchungen des Schiffes fort und hatte endlich die Freude, etwas zwischen Holz geklemmt zu finden, das ihr vielleicht nicht sobald errathen würdet. Es waren drey bis vier Cocosnüsse, die sie fanden. Daß dieser Fund ihnen sehr angenehm seyn

mußte, werdet ihr leicht einsehen. Den Kleinen von euch, will ich kurz sagen, daß die Cocosnüsse auf großen Bäumen, und zwar in Ostindien und Amerika wachsen und oft so groß werden, wie ein Kindskopf. Die gelblichte Schale von diesen Nüssen ist faséricht und beynahe so hart wie Horn, daher auch daraus mancherley nette Sachen gedrechselt werden. Der Kern, der diese Schale umgibt, ist weiß und süß und in der Mitte hohl, wo er mit einer Milch gefüllt ist, die einen sehr angenehmen Geschmack hat und Mandelmilch genannt wird. Ihr habt schon genug süße Mandeln gegessen und könnt euch daher vorstellen, wie der Kern der Cocosnüsse schmecke; sein Geschmack hat mit dem der süßen Mandel viel Aehnliches. In Asien und America nähren sich viele tausend Menschen davon. — Wir kehren zu unsern Reisenden zurück.

Da alle von dem schmerzlichsten Hunger und Durst gepeinigt wurden, so dürfte mancher glauben, als würden diejenigen, die die Cocosnüsse gefunden hatten, sie für sich allein behalten haben. Allein so unedel dachten sie nicht. Sie kamen vielmehr zu den andern und gaben ihnen auch einen Theil von ihrem Funde. Gleich die erste Nuß wurde unter mehrere Personen vertheilt und der Finder verlangte weiter nichts

davon als die Milch, die sich in der Mitte befand. Er glaubte das beste zu bekommen, allein der Arme hatte sich betrogen. Dieser Milchsaft hatte sich in einen dicken, öhlichten und sehr unschmackhaften Saft verwandelt, der nicht geeignet war, den Durst zu löschen. Auch das Fleisch der Nuß fand man nicht gut und nahrhaft. Nachdem man es verzehrt hatte, befand man sich übler als vorher.

Mehr als der Hunger wurden die Unglücklichen vom Durste gequält. "Nur nach frischem Wasser, sagt Lieutenant Mackay, mit etwas Säure vermischt, verlangte mich immer, und zwar nicht etwa nur nach einem Schluck, sondern vielmehr nach einem grossen Napf voll, und wenn ich an andere Lebensmittel dachte, so verlangte mich vorzüglich nur nach solchen, die ich auf Einmal verschlucken könnte, und nicht erst zu käuen nöthig hätte.

Die Unglücklichen befanden sich übrigens in der Constabelkammer in jedem Betracht erträglicher und besser als auf den Mastkörben, so daß sie jetzt mit ihrem Zustande so ziemlich zufrieden waren. So erträgt der Mensch ein kleineres Uebel geduldig und mit Gleichmuth, wenn er bereits ein größeres glücklich überstanden hat, und daher sind härtere Unglücksfälle für uns von nicht

geringem Nutzen; sie stählen unsere Brust gegen geringere Leiden!

Lieutenant Mackay sah nicht ein, wie er und seine Gefährten im Stande seyn würden, das Ufer zu erreichen. Er wünschte auch nicht, den Versuch dazu zu machen, weil er sich keinen glücklichen Erfolg davon versprach. Was hilft es auch, dachte er, wenn wir an das Ufer kommen? Was sollen wir dort anfangen? Die Küste ist unbebaut; wir werden keine Nahrungsmittel finden und elendiglich verhungern müssen. Oder, was noch schlimmer ist, wir gerathen in die Klauen der Tiger, und werden von ihnen zerrissen. Es schien ihm das beste, auf dem Schiffe zu bleiben und ruhig den Tod abzuwarten.

Nachmittags schien es den Unglücklichen, als ob sie Menschen am Ufer gehen sähen. Dieß belebte ihre Hoffnung, sie doch noch, und vielleicht bald, gerettet zu sehen. Alle von ihnen, welche noch Kräfte hatten, gingen auf die Gallerie, welche sich am Hintertheile des Schiffes befindet, und fingen an mit Tüchern zu wehen, zu rufen und anderes Geräusch zu machen, um daher jene Leute, die sie zu sehen glaubten, auf sich aufmerksam zu machen. Aber alles war vergebens. Diese Leute schienen gar nicht darauf zu achten und gingen vorüber. Dieß

brachte viele auf den Gedanken, daß es vielleicht doch keine Menschen gewesen seyn dürften, die man gesehen hätte.

Indeß wünschten doch einige, einen Versuch zu machen, ans Ufer zu kommen und sich dort mit eigenen Augen zu überzeugen, ob sie recht oder falsch gesehen hätten. Dazu wurden auch sogleich Anstalten getroffen. Viele von ihnen gingen in die Constabelkammer, um einige Latten, die sie darin bemerkt hatten, herauszuholen. Es kostete ihnen unbeschreiblich viele Mühe, sechs davon ins Wasser zu bringen. Man suchte ein Floß aus ihnen zusammenzuschlagen. Man sah aber, daß sie unmöglich hinreichten, alle zu tragen. Indeß konnte man deren nicht mehr ins Wasser bringen, weil die Kräfte aller so sehr erschöpft waren, daß sie sich kaum bewegen konnten.

Was war nun anzufangen? Alle konnten nicht ans Ufer, und hatten vielleicht auch keine Neigung dazu. Es geschah folgendes. Gegen Abend bestiegen sechs der entschlossensten Lascars das schwache Floß. Die Fluth kam heran. Zwar schlug sie heftig ans Ufer und verursachte dadurch eine starke Brandung; allein es gelang den Lascars doch, das Ufer zu erreichen. Denkt euch die Empfindungen dieser Leute, als sie wieder festen Boden betraten, und noch

mehr, als sie einen Bach mit frischem Wasser fanden! Sie fielen darüber her und ließen es sich trefflich schmecken. Als sie sich satt getrunken hatten, warfen sie sich hoffnungslos unter den Schatten eines Felsenstücks am Ufer der See nieder.

Die Nacht verging. Am Morgen darauf erblickte man vom Schiffe die Lascars wieder. Sie gingen zum Flusse, um zu trinken. Denjenigen, die auf dem Schiffe sich befanden, gewährte es doch einigen Trost, zu wissen, daß ihre sechs Gefährten nicht von Tigern zerrissen worden waren. Gern hätten sie sogleich ein Fahrzeug bestiegen und wären zu ihnen gefahren; allein dieses Fahrzeug fehlte. Auch nur eine einzige Latte ins Wasser zu lassen, dazu fehlte es ihnen an Kraft.

Es war noch früh am Morgen, als man vom Schiffe eine große Menge Menschen erblickte, die längs dem Ufer an den Ort hinwanderten, wo die Leute vom Schiffe lagen. Man war sehr begierig, zu sehen, wie jene diese behandeln würden. Sie machten sogleich ein Feuer an, um, wie man richtig vermuthete, Reiß zu kochen. Bald darauf kamen sie auch an das äusserste Gestade und weheten mit den Tüchern, zum Zeichen, daß die Unglücklichen ans Land kommen sollten.

"Es ist unmöglich, sagt Lieut. Mackay, unsre Empfindungen in diesem Augenblicke zu beschreiben; wir befanden uns zwischen Furcht und Hoffnung, in einem Zustande, der an Wahnsinn grenzt. Doch gaben wir noch nicht alle Hoffnung auf. Ob sie gleich, wie wir sahen, keine Böthe hatten, und wenn sie diese auch gehabt hätten, die Brandung doch verhindert haben würde, sich derselben zu bedienen: so schmeichelten wir uns doch mit der Hoffnung, daß sie vielleicht ein anderes Mittel ausfindig machen möchten, um uns zu Hülfe zu kommen. Das Leben, welches mir noch kurz zuvor zur Last war, bekam jetzt für mich wieder einen hohen Werth, und ob ich gleich mehrere Plankenstücke vom Schiffe forttreiben sah, so fürchtete ich doch, mich einem solchen anzuvertrauen. Ich that indessen dem Canonier und dem Indianischen Bothsmanne den Vorschlag, mir und meinem Jungen zu helfen, um zu versuchen, ob wir eine Latte herauszubringen vermöchten. Anfangs schienen sie dazu geneigt, gaben aber bald den Versuch auf. Mit großer Mühe stürzte ich nun die Latte allein, mit Hülfe meines Jungen, ins Wasser, und band sie mit einem Thaue fest; alsdann fingen wir noch ein Stück von einer Planke auf, das vor uns vortrieb und banden es auch an.

Wir hatten also nun jeder ein Stück Holz, um einen Rettungsversuch zu machen."

"Ich war noch eine Zeitlang unschließig, wurde aber endlich durch meinen Jungen zu einem Versuche vermocht, und wir beschlossen, beyde zugleich das Schiff zu verlassen. Als aber dieser sich nun auf seinen Sparren warf, fehlte mirs wieder an Entschlossenheit; doch da ich bedachte, daß die Leute das Ufer wohl die Nacht verlassen konnten, und daß ich morgen auch nicht so viele Kräfte mehr haben möchte, fühlte ich mich aufgefordert, den Versuch zu machen."

"Ich nahm Abschied von Madame Bremner, die unfähig war, etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen, und so schwach, daß auch unsere Hülfe bey ihr fruchtlos gewesen seyn würde. Es that mir weh, sie verlassen zu müssen; doch hofte ich, wenn ich das Ufer erreicht haben würde, einige von den Eingebornen zu bewegen, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie gab mir, als wir uns trennten, eine Rupie und entließ mich mit den herzlichsten Wünschen für meine Rettung."

"Gerade als ich mich nun dem göttlichen Schutze empfehlen wollte, ging das Stück Holz los und schwamm fort. Ich zögerte noch einen Augenblick, und indem ich alle meine Entschlossenheit aufboth, stürz-

te ich mich ins Wasser. Vorher hatte ich kaum noch ein Glied rühren können; so wie ich aber ins Wasser kam, wurden alle meine Glieder wieder gelenkig, und schwimmend erreichte ich bald das Stück Holz, konnte es aber nicht lange fest halten. Wäre es platt gewesen, so würde es immer auf der flachen Seite liegen geblieben seyn; da es aber ganz viereckig war, so wurde es durch jede Bewegung des Wassers herumgewälzt, so daß ich oft unter dasselbe kam. Dieß erschöpfte mich so sehr, daß ich die Hoffnung, mich zu retten, fast ganz aufgab. Verzweiflungsvoll ließ ich es daher zu wiederholtenmalen fahren; sobald ich aber merkte, daß ich untersank, ergriff ich es wieder und umfaßte es mit aller Macht. Zugleich bemerkte ich aber, daß ich dem Ufer nicht näher kam, sondern beynahe in gleichgerader Richtung mit demselben längs fortgetrieben wurde."

"Da ich nun voraus sah, daß ich nicht im Stande seyn würde, dieß noch lange auszuhalten, so versuchte ich, auf alle Art zu verhindern, daß das Holz sich herum drehete, und legte mich deßhalb mit einem Arme und einem Beine darauf, während ich mit der andern Hand und mit dem andern Beine aus allen Kräften arbeitete, es nach dem Ufer hinzulenken. Dieß gelang

mir auch eine Zeitlang so ziemlich; auf Einmal aber wurde ich von einer fürchterlichen Welle, die sich über mir brach und das Holz mit fortriß, überwältigt. Nun dachte ich, alles sey vorbey, und war, nach einem kurzen Kampfe, schon im Begriffe unterzusinken, als eine andere Woge mich wieder quer über das Holz warf, welches durch das heftige Zurückströmen des Wassers wieder abwärts getrieben war. Ich hatte durch diese heftige Erschütterung fast den Athem verloren; doch umklammerte ich, aus dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung, noch mit beyden Armen und Beinen das Holz, wurde aber wieder mehrere Male mit demselben herumgewälzt. Auch war ich von dem Sande und Kies, womit die Wellen vom Ufer her mich überschüttet hatten, fast geschunden; indessen betrachtete ich dieß als einen Beweis, daß ich dem Lande, ob ich es gleich nicht sehen konnte, nahe sey, welches meine Hoffnung sehr belebte. Eine oder mehrere Wellen warfen mich mich mit Gewalt an die Klippen, an welchen ich mich festhielt, um zu verhindern, daß sie mich beym Zurückströmen nicht wieder mit fortrissen."

"Meine Kleidungsstücke bestanden, als ich das Schiff verließ, bloß in einem flanellenen Brusttuche, einem Stück von einem

Hemde und einem Paar langen weiten Hosen. Da gestern beydes zerrissen war, so band ich es in ein Bündel auf den Rücken, damit es mir nicht hinderlich seyn möchte, verlor es jedoch in den Wellen; die weiten Hosen aber, die ich noch behalten hatte, waren, wie ich fand, beym Zurückströmen der Wogen an den Klippen hängen geblieben. Ich ließ also auch diese im Stich, und versuchte nun, da ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, auf allen Vieren mich vor den Wellen in Sicherheit zu bringen."

"Da ich jetzt ganz nackt war, so fand ich den Wind sehr kalt, und legte mich deßhalb zum Schutz vor demselben, unter eine Klippe, wo ich auch in wenigen Minuten, ob ich gleich bemerkte, daß einige von den Landesbewohnern auf mich zukamen, ermattet einschlief. Sie weckten mich aber bald wieder auf, und redeten mich in Mohrischer Sprache an, worüber ich sehr erfreuet war."

Das Weitere spare ich auf morgen, sagte Edelhold. Die Gesellschaft verließ den Hügel, begierig, den darauf folgenden Tag den Ausgang der Geschichte zu vernehmen. Edelhold machte über das Erzählte noch einige Bemerkungen, die für seine kleinen und größern Zuhörer nicht ohne

Nutzen waren. Unter andern machte er jene darauf aufmerksam, wie sehr nöthig es sey, sich im Schwimmen zu üben und es darin zu einer Fertigkeit zu bringen. Jeder Mensch, der dazu Gelegenheit hat, sollte diese nicht unbenutzt lassen, wenn ihn nicht etwa wichtige Umstände daran hindern.

Fünfter Abend.

„Und was sagten wohl dem Lieut. Mackay die zu ihm kamen und ihn anredeten? fragte Amalie den Großvater, als am folgenden Abende sich alles um ihn auf dem Hügel versammelt hatte.

Sie sagten ihm etwas, versetzte der Greis, was ihm große Freude machte, nemlich daß sie Landbauern aus einer Gegend wären, die der Ostindischen Compagnie gehörte, und daß Chittagong eine Besitzung dieser Compagnie, nur sechs Tagereisen von hier entfernt wäre. Sie bothen ihm außerdem ihren Beystand an, wenn er sie begleiten wollte. Wie konnte dieß aber der übelzugerichtete Mann! Er antwortete ihnen, so gut er konnte, daß er von Hunger, Ungemach und den Wunden, die er an den Klippen bekommen hatte, so entkräftet sey, daß er sich nicht rühren könne, und daß er sie vor der Hand um etwas Reiß bäthe.

Einer von diesen Menschen, ein Burmah oder Einwohner des Königreichs Ava, welches auch Burmah genannt wird, hatte kaum bemerkt, daß die Nacktheit des Lieut. Mackay ihn in Verlegenheit brachte, als dieser menschenfreundliche Mann schnell seine Kopfbinde abnahm und

damit Mackays Blöße etwas bedeckte. Dieser suchte sich aufzurichten, aber es wollte ihm, trotz aller Anstrengung, nicht gelingen. Es faßten ihn daher zwey unter die Arme und trugen ihn fort, so, daß seine Füße selten den Boden berührten.

Da sie an einen kleinen Fluß kamen, bath Mackay, sie möchten ihm erlauben, einmal zu trinken. Sie glaubten, dieß könnte seiner Gesundheit nachtheilig werden, und suchten ihn davon abzuhalten. Allein er hatte einen so entsetzlichen Durst, daß er auf seinem Verlangen bestand. Sie ließen ihn los. Mackay fiel gleich auf der Stelle mit dem Gesichte ins Wasser, und ohne einen Versuch zu machen, sich wieder aufzurichten, fing er an, das Wasser, so hastig er konnte, zu verschlucken, und würde gewiß zu viel zu sich genommen haben, wenn man ihm seinen Willen gelassen, und nicht fortgerissen hätte.

Mackay fühlte sich durch das kalte Bad sowohl, als durch das getrunkene frische Wasser so sehr gestärkt, daß er den übrigen Theil des Weges, auf die Schultern seiner Führer gelehnt, gehen konnte. Sie erreichten bald die Stelle, wo sie ihr Feuer angezündet hatten, bey welchem Mackay auch die sechs Lascars, seinen Burschen, den Canonier und noch einen Solda-

ten fand. Die Lascars waren, wie wir wissen, schon den Tag zuvor ans Ufer gekommen; die beyden letzteren aber, ob sie gleich das Schiff später, als Mackay, verlassen hatten, so wie sein Bursche, der mit zugleich fortgeschwommen war, erreichten, da sie bessere Schwimmer waren, das Ufer früher als er.

Ihr könnt euch, lieben Kinder, leicht vorstellen, wie groß die Freude des Lieut. Mackay gewesen seyn mag, als er seine Gefährten gerettet sah. Sie erzählten ihm, daß sie von ihren Gefährten sehr menschenfreundlich behandelt worden wären. Als er dieses vernahm, war er beynahe außer sich vor Freude.

Es wurde Reiß gekocht. War nun gleich Mackay außerordentlich hungrig, so wartete er dieses doch geduldig ab und verlangte keinen rohen; selbst da man ihm auf einem Blatte etwas gekochten Reiß brachte, wollte er ihn nicht einmal anrühren, weil er fürchtete, es wäre vielleicht zu viel. Erst da man ihm das Gegentheil versichert hatte, steckte er etwas davon in den Mund; da er es aber gekaut hatte, fand er, daß er nicht schlucken konnte. Einer der Eingebornen, der seine Verlegenheit bemerkte, goß ihm mit der Hand etwas Wasser in den Mund, welches zwar den Reiß hinunter spülte, den

Lieut. Mackay aber bald erstickt hätte. Indessen spannte diese Anstrengung die Muskeln so, daß er bald das Vermögen zu schlucken wieder erhielt, ob er gleich Anfangs bey jedem Mund voll Reiß auch eben so viel Wasser nehmen mußte. Seine Lippen und das Innere des Mundes waren von der Hitze so aufgesprungen, daß jede Bewegung der Kinnbacken sie blutend machte, und ihm große Schmerzen verursachte.

Mackay versank hierauf in einen sehr erquickenden Schlaf, aus welchem er gegen Abend erwachte. Er schilderte jetzt den Eingebornen den Zustand, in welchem er Madame Bremner und ihre Leidensgefährten verlassen hatte, und da er wohl wußte, daß diese Menschen durch Geld zu allem zu bewegen seyen, so gab er ihnen zu verstehen, daß, wenn sie das Leben der Unglücklichen retteten, diese sie gewiß reichlich dafür belohnen würde. Einige versprachen darauf, die Nacht über wach zu bleiben, da die Fluth dann höher als bey Tage steigen, und das Schiff wahrscheinlich näher ans Ufer bringen würde.

Mackay war nach dem Schlafe sehr hungrig geworden, und forderte mit Ungestüm mehr Reiß von seinen Rettern, welche aber erwiderten, daß sie die Nacht keinen mehr zubereiten könnten. Er schlief

also wieder ein. Gegen Mitternacht wurde er mit der Nachricht geweckt, daß Mad. Bremner sammt ihrem Mädchen glücklich ans Ufer gebracht wäre. Er stand augenblicklich auf, um sie zu bewillkommnen, und fand sie beym Feuer, wo sie auch schon etwas Reiß genossen hatte. "Nie sah ich, sagt Mackay, die Freude mit stärkern Zügen ausgedrückt, als in diesem Augenblick auf Mad. Bremners eingefallenem Gesichte."

Mackay erfuhr nachher, daß Madame Bremner ihre Rettung der Menschenliebe des Burmahs verdanke. Die Eingebornen hatten schon einen Plan gemacht, wie sie die Rupien, die sie noch bey sich hatte, als Beute unter sich theilen wollten. Kaum hatte dieß der redliche Mann gehört, als er eine günstige Gelegenheit benutzte, und mit Hülfe eines seiner Begleiter die Frauenzimmer rettete, ohne die geringste Belohnung dafür zu fordern.

In derselben Nacht ging das Schiff auseinander. Der untere Theil blieb auf den Klippen fest sitzen; der obere Theil aber trieb so nahe an das Ufer, daß die beyden Leute, welche sich noch darauf befanden, durchs Wasser bis ans Ufer waten konnten. Alle lagen die ganze Nacht auf der bloßen Erde ohne einige Bedeckung, so daß sie, da

Bayerische Staatsbibliothek München

es stark regnete, viel Kälte auszustehen hatten.

Am andern Morgen wurden sie von den Inländern wieder mit Reiß versehen; diese fiengen nun aber auch an, nach dem Gelde zu fragen, welches, wie sie wüßten, Mad. Bremner bey sich habe, und weigerten sich, noch etwas mehr Reiß ohne baare Bezahlung herzugeben. Die Lascars, acht an der Zahl, kauften für sich Reiß von dem Gelde, welches sie für das Herunterbringen der Mad. Bremner vom Mastkorbe bekommen hatten; da sie alle Muselmänner oder der Muhamedanischen Religion zugethan waren, so lebten sie ganz für sich, weil ihre Religion ihnen verbiethet, mit Menschen von einer andern Religion zu essen. Mad. Bremner erboth sich daher, acht Rupien zu bezahlen, um die übrigen von ihren Gefährten auf vier Tage mit Reiß zu versorgen, bis sie Kräfte genug erlangt haben würden, um nach dem nächstem Dorfe zu gehen, welches 30 Englische Meilen nordwärts liegen sollte.

Bey niedrigem Wasser gingen die Eingebornen ans Wrack, um es zu durchsuchen, fanden aber, da schon fast alles davon weggespült war, nichts bis auf einige wenige verdorbene Flinten, etwas Eisen, Kupfer

und Bley, nebst den losen Kupferplatten am Boden des Schiffs, welches sie alles mitnahmen. Mackay gab sich alle Mühe, sie zu bereden, davon abzustehen, indem er ihnen vorstellte, daß sie wegen der Plünderung des Schiffs zur Verantwortung gezogen werden könnten; sie behaupteten aber, daß, weil sie die Unglücklichen gerettet, sie dazu ein Recht hätten, und warfen sogar nachher einen Groll auf Mackay Geschah es aus diesem Grunde, oder weil Mackay der einzige Europäer unter ihnen war, genug, sie gaben ihm immer zuletzt und eine geringere Porzion als den übrigen. Dieß veranlaßte seinen Freund, den Burmah, sich seinetwegen zu verwenden. Ueberhaupt waren die Eingebornen gegen alle Geretteten mit dem Reiße sehr spärlich, welches jedoch ein Glück für sie war, indem sie sonst gewiß zu viel gegessen haben würden. Von der Seite der Eingebornen war es jedoch nicht diese Besorgniß, welche ihnen Sparsamkeit geboth, sondern ein tadelhafter Eigennutz, der so viele Menschen bey ihren Handlungen leitet, und sie entehrt. Es ist wahr, sie hatten den Unglücklichen das Leben gerettet und verdienen dafür Dank; aber sehr zu mißbilligen ist ihr nachheriges unmenschenfreundliches Benehmen gegen die Geretteten, die ihrer Hülfe höchst bedürftig

waren. Eine ehrenvolle Ausnahme machte der Burmah mit den Seinigen. Diese besserdenkenden Menschen nahmen sich der Geretteten mit Muth an, setzten sich gegen das schlechte Betragen der Eingebornen und thaten demselben Einhalt. Sie thaten dieses, ob sie gleich sahen, daß sie sich dadurch den Haß derselben zuzogen. Aber so handelt der wahrhaft edle Mensch immer; er steht den Unterdrückten bey und thut, was seine Pflicht ist, wenn er gleich dadurch sich die größten Unannehmlichkeiten zuziehen sollte.

Mackay gibt in seiner Beschreibung noch einen häßlichen Zug in der Denkart der erwähnten Eingebornen an. Er erzählt, daß das Land, worin man sich jetzt befand, einen Ueberfluß an Wildpret hatte, und daß die Eingebornen zuweilen einiges davon zu erlegen gesucht hätten; aber nicht darum, um die Geretteten mit dem Fleische desselben zu laben. Nein! sondern um ihrer Noth gleichsam zu spotten. Denn sie dachten so unedel, daß sie das erlegte Wild vor den Augen der Unglücklichen mit der größten Behaglichkeit verzehrten, ohne ihnen einen Bissen davon zu geben. Diese mußten sich mit den Knochen begnügen, welche jene wegwarfen. Sie kochten Suppe davon, die sie sehr schmackhaft fanden.

Die ganze Zeit über, welche man an diesem Platz zubrachte, waren die Einwohner bey niedrigem Wasser emsig beschäftigt, das Wrack zu durchsuchen, und das Kupfer vom Boden des Schiffs, und alles Eisenwerk, dessen sie sich nur bemächtigen konnten, loszureißen.

Man machte zur Abreise nach dem nächsten Dorfe Anstalten. Mackay sah, daß Madame Bremner nicht im Stande sey, eine so weite Strecke zu Fuße zurückzulegen. Man that daher den Einwohnern den Abend vor der Abreise den Vorschlag, eine Tragbahre von Bambus zu machen und Mad. Bremner darin fortzutragen. Nachdem man viel mit ihnen unterhandelt hatte, wurde man endlich eins, daß sie für zwölf Rupien Mad. Bremner mit ihrem Mädchen forttragen, und die vier andern von der Gesellschaft, die nicht mit den Lascars speißten, für zwey Rupien mit Reiß versorgen wollten, bis sie nach dem Dorfe kämen.

Mackay fürchtete sehr, daß er nicht genug Kräfte haben werde, zu gehen, und daß die andern dann unterweges auf ihn oft würden warten müssen. Er bath daher auch um eine Tragbahre, mit der Versicherung, daß, sobald sie die nächste Englische Niederlassung erreichten, (welches, seiner Meinung nach, Ramoo seyn mußte) seine

dortigen Landsleute sie redlich für ihre ihm erwiesenen Dienste belohnen würden. Sie waren aber taub für seine Bitten, und weigerten sich schlechterdings, ihn zu tragen, da er, wie sie sagten, stark genug wäre; es sey denn, daß er ihnen noch Einmal so viel als Mad. Bremner, und zwar in baarem Gelde, zahlte.

Mackay entschloß sich daher, bey denen von ihnen, die sie bey der gemachten Schiffsbeute zurückließen, zu bleiben, bis Mad. Bremner in Ramoo anlangen, und seinen Landsleuten daselbst seinen Zustand würde schildern können, die denn, wie er fest überzeugt war, ihm ein Fuhrwerk schicken würden. Da er aber bis dahin, zur Fristung seines Lebens, Reiß nöthig hatte, so suchte er mit ihnen darüber einen Handel zu schließen. Sie selbst erbothen sich, ihn für zwey Rupien den Tag mit Reiß zu versorgen; den andern Morgen aber gereuete es sie, und sie wollten ihm nicht eine Unze Reiß ohne baares Geld geben. Vergebens versprach er ihnen nachdem eine größere Summe; aber nichts als baares Geld konnte sie befriedigen, welches Mackay, wie sie wohl wußten, nicht hatte.

Mackay wandte Bitten und Versprechungen an, um sie zur Aenderung ihres Sinnes zu bewegen, aber alles blieb frucht-

los. Er nahm daher seine Zuflucht zu Drohungen, und erklärte ihnen, daß wenn er ein Opfer ihres schlechten Betragens werden sollte, die Ostindische Compagnie, deren Unterthan und Diener er wäre, gewiß seinen Tod rächen würde. Die gefühllosen Menschen verachteten aber seine Drohungen, und sahen seine Noth mit Gleichgültigkeit mit an. Es blieb ihm daher nichts übrig, als sich zu entschließen, mit ihnen zu gehen, ob er gleich große Ursache hatte, zu fürchten, daß er unterweges liegen bleiben und von den Tigern zerrissen werden würde, die, wie man sagte, diese Wildniß sehr unsicher machten.

Die Reise, die nun angetretreten ward, beschreibt Mackay mit folgenden Worten:

"Als wir zum Aufbruch fertig waren, bemerkten wir, daß nur fünf Mann mit uns gehen würden, von denen 4 die beyden Frauenzimmer, der fünfte aber den Proviant trug. Auch machten sie sich jetzt nur verbindlich, uns zweymal des Tages Reiß zu geben. Wir stellten ihnen zwar vor, daß wir nicht im Stande seyn würden, eine Tagereise ohne eine dritte Mahlzeit zu machen; sie sagten aber, Ein Mann könne nicht mehr tragen, als gerade nöthig sey, um jeden von uns täglich zweymal mit Lebensmitteln zu versehen, und weigerten sich,

uns noch Einen Mann mitzugeben, außer wenn wir ihnen noch 3 Rupien geben wollten; eine Bedingung, welche jetzt zu erfüllen, nicht in unserer Macht stand."

"Den 17ten um 8 Uhr Morgens traten wir unsere Reise an. Mad. Bremner nebst ihrem Mädchen auf der Tragbahre, und ich, der Constabel und zwey Jungen zu Fuße Unsre übrigen Reisegefährten, die alle Neger waren, hatten sich gleich Anfangs zu den Inländern gehalten, und blieben auch jetzt bey ihnen. Wir wurden jeder mit einem Bambusstocke zur Reise versehen, und da der Wind uns in den Rücken blies, so erleichterte uns dieß das Gehen sehr. Am Ende der ersten Meile fühlten wir uns viel stärker als beym Anfange, welches uns Muth gab, unsere Anstrengungen zu verdoppeln; ehe wir aber noch die zweyte Meile ganz zurückgelegt hatten, waren wir, ob wir gleich oft ausruheten, doch sehr ermüdet. Wir machten also auf eine Stunde Halt, und ich schlief ein. Als man mich zur Fortsetzung der Reise weckte, fand ich meine Glieder so steif, daß ich ohne Hülfe nicht im Stande war, aufzustehen. Die andern gingen indessen so scharf zu, daß ich nicht mit ihnen Schritt halten konnte, sondern oft genöthigt war, mich auszuruhen, und daher zurückblieb. Unser Führer aber,

der mehr Gefühl als die übrigen hatte, vermochte doch so viel über sie, daß sie warteten bis ich nachkam."

"Obgleich mein Junge viel schneller als ich gehen konnte, und ungeachtet er eine schreckliche Furcht vor den Tigern hatte, so wollte er mich dennoch nicht verlassen. Wir blieben daher beyde eine beträchtliche Strecke zurück. Gegen Morgen machten unsere Begleiter immer Halt, um Reiß zu kochen; da sie aber gewöhnlich schon ihre Mahlzeit gehalten hatten, ehe wir ankamen, so jagten sie uns dann gleich wieder fort, ehe wir uns gelabt hatten. Meine Glieder wurden jetzt so steif, daß ich mich nicht ohne große Schmerzen rühren konnte. Alle hundert Schritte ruhete ich aus, während die übrigen ihren guten Schritt fortgingen, und eben nicht geneigt schienen, auf mich zu warten."

"Dieses gilt jedoch keinesweges mit von Mad. Bremner. Sie verhielt sich ganz leidend, und war zu jeder körperlichen und geistigen Anstrengung unfähig. Mein Junge zeigte fortdauernd einen seltenen Grad von Zuneigung; ich wollte jedoch nicht, daß er meinetwegen zurückbleiben sollte, und drang in ihn, sich an die übrigen anzuschließen. Es schien mir besonders hart, daß ich jetzt, nachdem ich ein beyspielloses

Ungemach überstanden hatte, noch der Gefahr ausgesetzt seyn sollte, durch die Unmenschlichkeit meiner Nebenmenschen umzukommen. Dieser Gedanke nagte so sehr an meiner Seele, daß ich oft in Versuchung gerieth, alle Anstrengung aufzugeben, mich ruhig niederzulegen und zu sterben. Doch die Erinnerung an die bereits erfahrene Hülfe kam mir jetzt zu Statten, und machte mirs zur Pflicht, auszuharren."

"Schon hatte ich meine Gefährten ganz aus den Augen verloren, als ich in der Ferne einen Trupp Mugys, oder eine eigene Art Träger und Arbeitsleute, die durch ihr Aeußeres sehr kenntlich sind, erblickte. Sie kochten am Strande Reiß. Da ich ihre Sprache nicht verstand, so war ich in Verlegenheit, wie ich ihnen meine Noth zu erkennen geben sollte. Indessen ging ich doch auf sie zu, in der Hoffnung, daß meine elende Gestalt wohl ihr Mitleiden rege machen würde. Ich irrte mich nicht. Ihr Anführer redete mich in Portugiesischer Sprache an, und fragte, was mich in diesen traurigen Zustand versetzt hätte. Ich erwiederte mit wenigen Worten, daß ich Schiffbruch gelitten habe, ausgehungert und von meinen Begleitern verlassen sey, worauf ich bath, mir etwas zu essen zu geben. Er war von der Erzählung meiner

leiden sehr gerührt, und verwünschte die Unmenschen, die mich so verlassen hätten, und welche er vor einer halben Stunde hatte vorbey passiren sehen, ohne sie anzureden. Er gab mir hierauf sogleich von dem Besten, was er hatte, und da er bemerkte, daß ich dieß sehr gierig verschlang, so warnte er mich, meine Eßgier noch etwas zu mäßigen, und gab mir zugleich die Versicherung, daß er mir einen hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln mit auf die Reise geben wollte. Er setzte hinzu, daß ich nicht zu verzweifeln brauchte, weil mich meine Gefährten verlassen hätten; sondern daß er mich schon in den Stand setzen wolle, ohne ihren Beystand nach Ramou zu kommen, weßhalb er mir auch riethe, alle Gedanken, sie wieder einzuholen, aufzugeben, und vielmehr ganz nach meiner Bequemlichkeit die Reise fortzusetzen. Die Tiger, sagte er, wären in dieser Gegend sehr scheu; der Schein des Feuers verscheuche sie, und er wolle mir, ehe wir uns trennten, lehren, Feuer anzumachen, so daß ich des Nachts nichts zu befürchten hätte, und mich ganz sicher niederlegen könne."

Wie gefällt euch dieser wackere Mann, lieben Kinder? Es thut dem Herzen wohl, Bekanntschaft mit Menschen dieser Art zu machen. Wollt ihr ihnen nicht gleichen? —

"Da die Wunden, fährt Mackay in seiner Erzählung fort, welche ich bekommen hatte, als ich ans Ufer kam, voller Sand und Unreinigkeiten waren, so wusch dieser menschenfreundliche Fremdling sie aus, und rieb sie mit Bambussaft, wovon sie bald heilten. Er gab mir ferner so viel Reiß, als ich tragen konnte, und einen Topf zum kochen, wie auch Zeug, Zwiebeln und Tobak, dessen Gebrauch er mir sehr empfahl; kurz, er gab mir von allem, was er in seinem kleinen Vorrathe hatte; und damit ich meinen Reiß kochen und des Nachts die Tiger abhalten könnte, lehrte er mir, wie ich, durch ein besonderes Reiben zweyer Bambushölzer an einander, Feuer bekommen könne. Endlich sagte er mir noch, daß er ein Portugiesischer Landkrämer und aus Chittagong gebürtig sey, wo er auch noch lebe, und jetzt mit Waaren nach Arracan gehen wolle."

"Ich war von seiner Güte so gerührt, daß ich ihm kaum ein Lebewohl sagen konnte. Er empfahl mich dem Schutze der Gottheit und trieb mich fort, damit ich noch vor der Nacht eine Hütte, zwey Meilen davon, erreichen möchte. Noch war ich nicht weit gegangen, als er mit einem Paar langen weiten Hosen hinter mir her gelaufen kam, welche er mir gab, um sie anzuziehen.

Bey diesem meinen Beweise seines Edelmuths brach ich in Thränen aus. Danken konnte ich ihm nicht; noch Einmal aber nahmen wir herzlichen Abschied von einander, und ich setzte meine Reise gutes Muthes fort."

"Als ich etwa eine Meile gegangen war, setzte ich mich wieder, um etwas auszuruhen, und versuchte Feuer zu machen; aber, ach! ich hatte nicht Kraft genug, um so schnell als nöthig war, zu reiben. Es ist unmöglich, meine Bestürzung in diesem Augenblicke zu beschreiben. Dieser fehlgeschlagene Versuch schlug meinen Muth ganz danieder, und überzeugte mich, wie nöthig es jetzt sey, alle meine Kräfte anzustrengen, um meine Reisegefährten wieder einzuholen."

"Da ich noch etwas gekochten Reiß in meinem Topfe hatte, so aß ich erst ein wenig (denn mich hungerte fast alle halbe Stunde), und setzte dann meinen Marsch weiter fort. Ich erreichte bald die Hütte, welche mein Freund mir beschrieben hatte, wo ich denn zu meiner größten Freude auch die übrigen bey einer Mahlzeit fand. Ihr Führer hielt nemlich mehr als er versprochen hatte, und gab ihnen täglich dreymal zu essen. Um ihnen zu zeigen, daß ich jetzt nichts mehr von ihnen bedürfe, nahm ich etwas Reiß aus meinem Topfe, für mich

selbst, und gab auch meinem Burschen etwas."

"Nachdem wir uns alle erquickt hatten, setzten wir unsere Reise in der Abendkühle fort. Jetzt stießen auch noch einige von denen, die zurückgeblieben waren, nebst sechs Lascars zu uns. Diese waren meinem Freunde, dem Portugiesen, begegnet, der ihnen ihre Unmenschlichkeit gegen mich vorgeworfen, und ihnen gesagt hatte, daß ich, obgleich jetzt in den dürftigsten Umständen, ein angesehener Mann sey, und daß der Gouverneur von Chittagong sie, wegen ihres schlechten Betragens gegen mich, zu schwerer Strafe ziehen würde. Diese Nachricht brachte eine auffallende Veränderung in ihrem Benehmen gegen mich hervor. Sie schienen mir jetzt mit Achtung begegnen zu wollen; ich lehnte jedoch ihre Höflichkeit ab, und nahm das Anerbiethen des Führers, meinen Reißtopf zu tragen, nicht an. Indessen rührte mich doch dieser neue Beweis von der freundschaftlichen Verwendung meines Wohlthäters für mich sehr."

"Es war schon tief in der Nacht, als wir einige Hütten erreichten, die zur Bequemlichkeit der Reisenden erbauet sind, und wo wir unser Nachtlager nehmen wollten. Hier kochte ich meinem Burschen Reiß für uns beyde allein, um unsern Be-

gleitern keine weitere Verbindlichkeiten mehr schuldig zu seyn. Bey Tagesanbruch wurden wir zur Fortsetzung der Reise aufgefordert. Meine Beine waren sehr geschwollen, und mein ganzer Körper so steif, daß ich ohne Hülfe weder aufstehen noch mich niedersetzen konnte; doch schleppte ich mich, so gut ich konnte, mit fort. Die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne schienen meine Glieder wieder gelenkig zu machen. Bald darauf kamen wir an einen Fluß; da wir nicht im Stande waren, denselben zu passiren, so lagerten wir uns und kochten Reiß. Als die Ebbe eintrat, kamen wir auf einen von den Landesbewohnern erbauetem Floße von Bambus, welches durch 5 oder 6 an jeder Seite Schwimmende geleitet wurde, glücklich hinüber."

"Die Steifheit unserer Beine hatte so zugenommen, daß wir nicht viel mehr als kriechen konnten, und genöthigt waren, so oft auszuruhen, daß alle Inländer, bis auf den Führer und die 4, welche die Frauenzimmer trugen, uns verließen. Erschöpft von den Strapazen der Reise, sahen wir uns genöthigt, früh am Abend Halt zu machen. Des Nachts regnete es aber gewöhnlich so heftig, daß wir vor Kälte erstarrten. So abgemattet wir auch waren, so konnten wir doch nicht schlafen, und schlu-

gen daher schon vor Tagesanbruch unserm Führer vor, aufzubrechen, weil wir glaubten, daß das Gehen uns erwärmen würde. Wir hatten aber bald Ursache, dieß zu bereuen, denn es war so dunkel, daß wir über jeden Stein stolperten und oft fielen. Unsre Begleiter sagten, wir dürften uns nicht aufhalten, da die Fluth heran käme, welche häufig sehr hoch steige. Sie hielten es daher einmal für nöthig, uns unter die Arme zu greifen und uns aufzuhelfen wenn wir fielen."

"Gegen Morgen kamen wir in eine angebaute Gegend, zwey Meilen vor ihrem Dorfe. Der Regen war noch so heftig, daß er mich beynahe niederwarf. Ich blieb wieder zurück, und da ich den Weg verlor, so ging ich eine beträchtliche Strecke durch die Reißfelder, bis ich einem Inländer begegnete, der mich nach dem Dorfe führte, wo ich meine Gefährten bey einem köstlichen Mahle von Reiß mit Milch fand. Man gab uns zu verstehen, daß der Hauptmann des Districts oder der Zemindar schon nach uns geschickt habe, damit wir in seinem Hause, welches etwa noch eine Meile entfernt war, sorgfältig gepflegt werden möchten. Ich war aber so ermattet, daß ich mir vornahm, ehe ich einen Schritt weiter ging, erst ein wenig zu schlafen, und bath

daher Mad. Bremner, mich dem Zemindar bestens zu empfehlen, und ihn zu bitten, daß er mich auf ihrer Tragbahre abholen lassen möchte. Diese Bitte wurde jedoch aus einer oder der andern Ursache nicht erfüllt, so daß ich gegen Abend, vom Hunger getrieben, noch einen Versuch machte, ohne Führer das Haus des Zemindars zu erreichen. Ein Bach, auf welchen ich stieß, hielt mich etwas auf, bis ich jemand fand, der mir hinüber half. Ich ging hierauf in die erste Hütte, die ich offen fand; ich war so erschöpft, daß ich lieber die ganze Nacht dort liegen geblieben, als noch um den Hof herum gegangen wäre. Jemand, der mich in die Hütte hatte gehen sehen, war mir nachgefolgt, und führte mich aus derselben in das Haus des Zemindar, welcher Doumo Ali Scheikard hieß. Dieser empfieng mich mit vieler Herzlichkeit und sagte, daß wir ihm alle willkommen wären, und 10 bis 12 Tage, bis wir im Stande seyn würden, weiter zu reisen, bey ihm bleiben könnten. Er beorderte darauf sogleich alle nöthigen Erquickungsmittel für mich, und behandelte uns alle mit anscheinender Güte."

Mit einem freudigen Seufzer riefen Edelholds kleine Zuhörer: Dem Himmel sey Dank, daß der unglückliche Mann end-

lich einmal für immer gerettet ist! Nun ist er doch wohl schon außer aller Gefahr?

Ihr sollt sogleich das Ende seiner Unglücksgeschichte hören, versetzte der Großvater und fuhr in seiner Erzählung fort. So sehr es auch den Anschein hatte, sprach er, daß der Zemindar es mit dem Lieutenant Mackay redlich meine, so hatte er doch bald Ursache, dieß in Zweifel zu ziehen. Mackay wünschte je eher je lieber nach Ramou zu kommen, wo sich ein Detaschement Truppen von der Ostindischen Compagnie befand. Er that dem Zemindar den Vorschlag, ihn mit seinen Gefährten dahin zu schicken, allein derselbe drang in sie, doch noch einige Tage bey ihm zu bleiben, und sagte, daß er sie dann in einem zoerudrigen Bothe nach Calcutta schicken wollte. Er wünschte also, daß sie nicht nach Ramou kommen möchten, weil er aller Wahrscheinlichkeit nach befürchtete, daß sie dort bey dem Beamten der Ostindischen Compagnie über ihre erlittene schlechte Behandlung Klage führen würden.

Indessen wurden sie in seinem Hause gut behandelt, dreymal des Tags reichlich mit Lebensmitteln versorgt, und auch mit einigen Kleidungsstücken versehen. Mackays Ungeduld nahm indeß mit jeder Stunde zu, und nachdem er alle Mittel vergebens angewandt hatte, den Zemindar zu bewegen,

ihnen ein Both nach Ramou zu verschaffen, so beschloß er für sich allein einen Versuch zu machen, um zu Lande dahin zu kommen.

Den 21sten nahm der Zemindar den Lieutenant Mackay in ein besonderes Zimmer und that ihm den Vorschlag, er sollte ihm ein Zeugniß geben, daß er, der Zemindar, keinen Theil an der Plünderung des Schiffes genommen habe; in diesem Falle wolle er ihm ein Fahrzeug nach Ramou oder nach jedem andern Orte, wohin er verlange, verschaffen. Mackay willigte ein und gab ein schriftliches Zeugniß von sich. Der Zemindar versprach dafür, sogleich ein Both in Stand setzen zu lassen. Indeß verstrich dieser und der folgende Tag, ohne daß dazu Anstalten getroffen worden wären. Doch hatte das ausgestellte Zeugniß (Certificat) den gewünschten Erfolg, wenn gleich auf eine andere als die erwartete Art Der Zemindar war nämlich damit nach Ramou gegangen, und durch einen Irrthum kam dasselbe in die Hände des Lieutenants Towers, Befehlshabers eines kleinen Detaschement von den Truppen der Compagnie, welches in dem Orte lag. Dieser menschenfreundliche Mann machte gleich Anstalt, alles für die gänzliche Rettung des Lieut. Mackay und seinen Gefährten zu thun,

Den 22sten des Abends, den dritten Tag seit ihrer Ankunft im Dorfe, wurde Mackay ganz ungeduldig, da er sich durch die Versprechungen des Zemindar betrogen fand, und beschloß, am folgenden Morgen seinen entworfenen Plan auszuführen und allein zu Lande nach Ramou zu gehen. Er theilte seinen Vorsatz Mad. Bremner und den übrigen mit, die, da sie gerade alle zusammen aßen, sich sogleich erbothen, ihm einen Theil ihres Abendbrodes aufzuheben, welches er bey Seite legte, und sich anschickte, mit Tagesanbruch seinen Marsch anzutreten.

Sie legten sich zur Ruhe. Es währte nicht lange, so wurde das Haus durch einen starken und heftigen Schlag an die Thüre in Bewegung gesetzt. Ein Mann mit ein Paar Begleitern verlangte in einem gebietherischen Tone eingelassen zu werden. Man öffnete die Thüre. Der gedachte Mann, welcher ein Sergant in Diensten der Compagnie und von Towers abgesandt war, trat herein und übergab dem Lieut. Mackay von diesem ein Schreiben. Es war folgenden Inhaltes:

Ramou, d. 22. Julius 1795.

"So eben erhalte ich eine Schrift, un-"terzeichnet W. Mackay, Lieutenant vom "Schiffe Juno, das den Verlust dieses

"Schiffes bezeugt. Zugleich habe ich er-
"fahren, daß der Schreiber des Aufsatzes
"und verschiedene andere Personen sich in
"großer Noth befinden. Ich sende daher
"einen Serganten und zwey Gemeine, wie
"auch einen Koch mit Rupien, der den Un-
"glücklichen alle Hülfe und Unterstützung
"leisten wird, bis sie hierher kommen kön-
"nen, wo ich denn selbst alles thun werde,
"was zur Erleichterung ihres Zustandes
"nöthig ist, und sogleich Anstalten treffen,
"um sie eiligst nach Chittagong bringen zu
"lassen. Der Sergant kommt in einem
"Bothe, und hat den Auftrag, nöthigen-
"falls noch Eines zu besorgen, um alle Per-
"sonen zusammen hieher zu bringen."

"Unterzeichnet John Towers,
Commendant von Ramou.

"Keine Sprache, sagt Mackay, ist im Stande, die Empfindungen zu beschreiben, die ich hatte, als ich Herrn Towers gütiges Schreiben las. Der Eifer dieses edlen Mannes, unserer Noth abzuhelfen, war so groß, daß er uns alles Brod, alle kalte Küche, kurz alles, was er im Hause hatte, schickte, welches wir denn auch mit der größten Gier verzehrten, ob wir gleich nicht lange vorher erst Reiß mit Milch zu Abend gegessen hatten. Unsere Gemüths-

bewegung war so groß, daß wir nicht ein-schlafen konnten, und schon vor Tagesan-bruch waren wir bereit, uns einzuschiffen. Der Sergant wollte uns aber nicht eher ab-reisen lassen, bis wir ein gutes Frühstück eingenommen hätten, wozu er, wie er sagte, indem er uns einen Beutel mit Rupien zeigte, den Auftrag vom Commendanten habe. Dieß war jedoch eigentlich unnöthig, da wir bereits mit Lebensmitteln alle reichlich versorgt waren."

Nachdem sie das Frühstück eingenom-men hatten, schifften sie sich ein, und kamen am andern Morgen früh nach Ramou. Der menschenfreundliche Lieutenant Towers kam am Ufer des Flusses hinunter, sie zu em-pfangen, und sein fühlendes Herz schien tiefgerührt beym Anblicke ihres elenden Auf-zuges, ob sie gleich in den Kleidern, die er die Güte gehabt hatte, ihnen zuzuschicken, schon weit erträglicher aussahen.

Er führte sie sogleich nach Hause, wies der Mad. Bremner sein eigenes Schlaf-zimmer an und sorgte auch für die andern so gut er konnte. Er selbst war ihr Auf-wärter, ihr Arzt und sogar ihr Koch. Nichts übertraf die zärtliche Besorgniß, welche er zeigte, um ihrem Mangel abzuhelfen und ihren Zustand zu erleichtern. Ueberhaupt weiß Mackay den vortrefflichen Charakter

dieses Mannes nicht genug zu rühmen. Man beschloß, bald nach Chittagong aufzubrechen.

Am 26sten Juli schifften sich alle auf 2 Böthen ein, die Herr Towers für sie besorgt und mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen hatte. Auch gab er ihnen eine Bedeckung von einigen Soldaten und ein Empfehlungsschreiben an den Befehlshaber des zu Chittagong liegenden Bataillons mit. Am 28sten Abends spät kamen sie an. Hier wurden sie von einem Hrn. Price sehr freundlich aufgenommen. Mackay setzte an diesem Orte eine Schrift auf, in der er alles, was ihm und seinen Unglücksgefährten begegnet war, der Wahrheit gemäß erzählte. Madame Bremner und die übrigen Christen, nebst dem Lieutenant Mackay selbst, mußten die Wahrheit des Inhaltes vor Gericht beschwören.

Herrn Mackays Kräfte wurden durch die nahrhafte Kost an der Tafel des gastfreyen Hrn. Price, noch ehe eine Woche verging, über alle Erwartung hergestellt. Er wünschte an das verunglückte Schiff zurückzukehren, um vielleicht noch etwas davon zu retten. Er miethete sich daher ein Boot, nahm eine Anzahl Zimmerleute, Lascars und Träger mit sich, und erreichte den 17ten August den Platz, wo das Schiff gescheitert war und der von ihm den Namen Junos-Bay erhielt. Was noch zu retten war, wurde gerettet.

Den 12. Dec. 1795 langte Mackay glücklich in Calcutta an, nachdem er mit der verunglückten Juno den 29. May von Rangoun ausgelaufen war. Mad. Bremner erhielt ihre Kräfte und Gesundheit wieder und hat sich nachher von neuem glücklich verheirathet. — Edelhold schwieg hier eine Weile.

Dieß wäre also das Ende dieser Unglücksgeschichte, sagte er nach einer Pause. Von 72 Menschen waren nur 14 Personen am Leben geblieben, und diese brachten 23 Tage beynahe ohne alle Lebensmittel, gequält von Hitze, Wunden, Hunger und Durst zu. O, meine Lieben, der Mensch kann, wenn er nur den Muth nicht verliert, unglaublich viel ertragen! Darum verzage doch kein Unglücklicher!

Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!

Mit Thränen der Wehmuth und tröstender Hoffnung im Auge, klammerten sich die Kinder an den Großvater. Er drückte sie alle an sein Herz, gab jedem einen Kuß und still und gerührt verließ man den Hügel.

II.

Einiges über Afrika,

als Einleitung zu Nro. III,

nebst einer Erzählung.

„Lieben Kinder, sagte eines Abends Edelhold, als er einen eben erhaltenen Brief durchgelesen hatte, mit sichtbarer Wehmuth, lieben Kinder, unser gute Jaques lebt nicht mehr!“

Er lebt nicht mehr? riefen bestürzt die Enkel aus und konnten vor Bestürzung kein Wort mehr vorbringen. Auch Edelholds Freund, der graue Krieger, ward durch diese Nachricht auf einige Zeit wie betäubt. Jaques, ein geborner Franzose, ein junger Mann von seltenen Kenntnissen und edlem Herzen, hatte vor ein Paar Jahren Deutschland durchreißt, und war zufälliger Weise in dem Hause des wackern Edelhold bekannt geworden. Sein bescheidnes und ausnehmend gefälliges Wesen, seine Kenntnisse und sein redlicher Charakter nahmen nicht nur den alten Edelhold, sondern dessen ganzes Haus für ihn ein. Man schäzte und liebte ihn als ein Mitglied der Familie und trennte sich mit schwerem Herzen von ihm, als er in sein Vaterland, das er, wie jeder Franzose, ungemein liebte, zurückkehrte.

Auch entfernt von Deutschland, unterhielt er mit dem ehrwürdigen Edelhold die geschlossene Freundschaft durch einen lebhaften Briefwechsel und es gab jedesmal eine große Freude, wenn eine Zuschrift von ihm aus Paris, wo er sich aufhielt, eintraf.

Daher der Schmerz, den alle empfanden, und die Bestürzung, in welche jedermann gerieth, als Edelhold die traurigen Worte aussprach: "Lieben Kinder, unser gute Jaques lebt nicht mehr!" Man bath den Greis, er möchte sich doch näher erklären und ihnen mehr von dem Inhalte des empfangenen Briefes mittheilen. Edelhold ließ sich auf einen Sessel nieder, die Kinder umringten ihn, und er erzählte ihnen folgendes:

Ihr habt doch schon mancherley von dem heißen Welttheile Afrika gehört, der fast ganz vom Meere umgeben ist, nur an Einem Flecke durch eine Erdzunge mit Asien zusammenhängt, und größtentheils noch von rohen, ungebildeten Völkern bewohnt wird. Im Norden dieses Landes, dicht am Mittelländischen Meere, wie ihr dort auf der Charte sehen könnt, liegt ein Land, welches Egypten heißt. Dieser Staat ist lange Zeit hindurch bis 1798 von 24 Fürsten oder Beys regiert worden. Diese Beys hingen wiederum von einem türkischen Bascha ab,

den der türkische Kaiser oder Großsultan einsetzte. Im Jahre 1798 beschloß die französische Regierung, Egypten zu erobern. Sie ließ eine Menge Kriegsschiffe und andere Fahrzeuge ausrüsten, lud darauf eine treffliche Armee von einigen und vierzig tausend tapfern Soldaten, und gab dem berühmten, glücklichen General Bonaparte das Ober-Commando über sie. Die große, wohlbemannte Flotte segelte ab, fuhr ungestört auf dem Mittelländischen Meere hinab und war so glücklich, ohne alle Anfälle an der Küste von Egyten anzukommen und zu landen. Bonaparte ordnete die gelandeten Truppen und marschirte mit ihnen tiefer ins Land. Man war auf seinen Besuch nicht vorbereitet, konnte ihm also nur schwachen Widerstand leisten. Er eroberte mit leichter Mühe eine Stadt nach der andern. Unterdeß lagen die Schiffe, auf welchen er mit seiner Armee angekommen war, bey dem Orte Abukir vor Anker und wollten in kurzem nach Frankreich zurückkehren. Mehrere geschickte Männer, die bey Bonaparte bleiben sollten, befanden sich noch auf der Flotte, und unter diesen auch unser gute Jaques, den eine edle Wißbegierde und Vaterlandsliebe bewogen hatte, dem Helden Bonaparte nach Egypten zu folgen. Ach, es wartete seiner ein trauriges Loos!

Die Engelländer, damals Frankreichs Feinde, denen es gar nicht gleichgültig seyn konnte, wenn die Franzosen sich Egyptens bemächtigten, hatten kaum erfahren, daß die Französische Flotte ausgelaufen und auf dem Mittelländischen Meere hinabgesegelt sey, als sie ihr sogleich eine mächtige Flotte unter dem Commando des Admiral Nelson nachschickten und diesem den Befehl gaben, die feindlichen Schiffe, wo er sie fände, zu zerstören. Nelson erschien vor Abukir. Die beyden Flotten erblickten sich, stellten sich in Schlachtordnung, und bald begann eine fürchterliche Kanonade. Es war Nacht. Der Donner des Geschützes durchdrang Meilenweit die anliegenden Gegenden, die feurigen Bomben erleuchteten schaudervoll die Luft, die Schiffe kamen sich immer näher und näher, und mehrere stießen endlich zusammen; mit Löwenmuth focht man auf beyden Seiten. Lange noch wäre der Sieg unentschieden geblieben, wenn nicht das größte Französische Schiff, auf welchem sich der Admiral und auch unser unglückliche Freund Jaques befand, in Feuer gerathen wäre. Der Admiral ward von einer Kanonenkugel entzwey gerissen und starb den Tod eines Helden. Man bemühte sich, die Flamme des Schiffs zu löschen, doch vergebens; sie griffen immer weiter um sich.

Endlich erreichten sie die Pulverkammer. Das Pulver entzündete sich und mit einem fürchterlichen Knalle, der die Erde auf einige Meilen weit wie ein Erdbeben erschütterte, flog das Schiff mit allen, welche sich darauf befanden, in die Luft. Es soll die schaudervollste Scene gewesen seyn, die man sich nur denken kann. Einige Minuten lang herrschte nach derselben ringsherum eine schaurige Todesstille. Es schien, als sey mit diesem Schiffe die ganze Welt untergegangen. Viele geschickte, treffliche Männer kamen dabey jämmerlich um ihr Leben. Unsere Jaques Anverwandten haben erst vor kurzem die niederschlagende Nachricht erhalten, daß auch er unter diesen Unglücklichen gewesen sey. Da sie wissen, daß wir seine Freunde waren, so glaubten sie verbunden zu seyn, mich von seinem traurigen Ende zu unterrichten; dieses ist der Inhalt ihres Briefes.

Edelholds Enkel wurden durch das Unglück des guten Jaques, den sie herzlich lieb hatten, bis zu Thränen gerührt. Sie beschlossen, um sein Andenken zu ehren, ihm auf einem schönen Platze des Gartens ein Paar Bäume zu pflanzen, welches auch geschah. In der folgenden Nacht konnten sie fast kein Auge zuthun; denn das trau-

rige Ende des geliebten Freundes beschäftigte zu sehr ihre zarte Seele.

Der zu frühe Tod des unglücklichen Jaques an der Küste von Egypten veranlaßte am andern Tage die kleineren Enkel, des alt guten Edelhold, sich nicht nur um mancherley über Egypten, sondern auch um Afrika überhaupt bey dem Großvater zu erkundigen. Er erzählte ihnen davon, so viel er wußte. Ich theile hievon meinen jungen Lesern nur eines und das andere mit.

Afrika ist, wie schon bemerkt worden, fast ganz mit Meer umgeben; bloß mit Asien hängt es vermittelst einer Erdzunge zusammen. In den meisten Gegenden herrscht eine unausstehliche Hitze, die oft die Luft ungesund macht und vielerley Krankheiten hervorbringt, von denen besonders die Europäer, die eines so heißen Clima ungewohnt sind, vieles zu leiden haben. Besonders ist man in Egypten sehr der Gefahr ausgesetzt, Augenkrankheiten zu bekommen, wohl gar das Gesicht zu verlieren.

Hie und da trift man in Afrika ungeheure Wüsteneyen an, wo wenig oder fast nichts wächst. Sie werden von den wildesten Raubthieren durchstreift und durch Räuber unsicher gemacht. Voll heißen Sandes,

enthalten sie fast durchgehends kein Wasser, wodurch sich der matte Wanderer laben könnte. Eine Reise durch dergleichen Orten ist mit den unglaublichsten Beschwerlichkeiten verbunden. Die Sonne sticht oft so sehr, daß man vor Entkräftung niedersinkt. Man hat Beyspiele, daß Reisende, denen ihre mit Waaren und Wasser beladenen Thiere vor Hitze umkamen, in diesen Wüsten elendiglich ihr Leben verloren. Sie mußten nemlich in solchen Fällen ihre Reise zu Fuße fortsetzen, der brennende Sand machte bald ihre Fußbedeckungen untauglich und zwang sie, barfuß weiter zu wandern. Insecten der verschiedensten Art überhäuften sie mit empfindlichen Stichen, ihr Leib bekam Geschwüre, die Füße blutende Wunden, die brennenden Sonnenstrahlen erhöhten die Schmerzen und matteten sie so ab, daß sie entkraftet zu Boden sanken. Aber der glühende, grobkörnige Sand brannte sie, und sie waren so genöthigt, sich schnell wieder aufzuraffen und weiter zu schleichen. Kaum waren sie ein Paar Schritte gegangen, als sie abermals vor Ermattung hinstürzten, durch die Gluth des Sandes aber bald wieder aufgetrieben wurden. Und so ging es immer fort. Bey der heftigen Hitze sehnten sie sich nach nichts so sehr als nach einem Labetrunk und einem kühlenden Schatten,

Aber beydes erlangten sie selten. Ihre Zunge klebte ihnen fest am Gaumen an und sie endigten so ihr elendes Leben auf die jämmerlichste Weise.

Von der andern Seiten aber findet man in sehr vielen Gegenden Afrikas die ritzendsten und fruchtbarsten Landschaften, deren Anblick den gefühlvollen Reisenden oft in Entzücken setzt. Man stößt auf Felder, die mit dem schönsten Getreide, Zuckerrohr, mit Hirse, Reiß und andern Landfrüchten reichlich bewachsen sind, auf Wälder, in welchen man von herrlichen Wallnüssen, Oliven, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Datteln und anderem schmackhaften Obste angelächelt wird, und auf Gegenden, in denen schönes, fettes Vieh weidet, die Bienen eine ausserordentliche Menge Honig und Wachs bereiten und das Mineralreich die edelsten und nützlichsten Metalle, Steine und andere Mineralien liefert. Gebürge wechseln mit Ebenen und Thälern, Wälder mit Fluren. Majestätisch durchströmen große und fischreiche Flüsse verschiedene Länder dieses merkwürdigen Welttheils. Unter diesen Flüssen zeichnet sich ganz besonders der Niger aus, welcher sich in zwey Arme theilt, wovon der eine Senegal, der andere Gambia heißt. In diesem

Flusse wird viel Goldstaub gefunden, mit welchem man einen starken Handel treibt.

Unter den Thieren dieses Welttheils ist eines der nützlichsten das Kameel, dessen man sich nebst dem Esel besonders zum Lastentragen bedient. In vielen Gegenden gibt es das schönste Rindvieh und herrliche Schafe mit Fettschwänzen. An Elephanten hat Afrika einen Ueberfluß. Heerden weise ziehen sie herum, werden von den Bewohnern des Landes in Menge geschossen, ihre großen, schweren Zähne, welche Elfenbein geben, verhandelt und ihr Fleisch von den Eingebornen für eine Delicatesse gehalten. Auch ist Afrika das eigentliche Vaterland der grimmigsten und furchtbarsten Raubthiere unsrer Erde, das Vaterland der Tiger, Leoparden, Löwen, Hyänen, der Krokodile u. a. m. Das letztgenannte Thier findet man besonders häufig in Egypten an dem Flusse Nil. Es erreicht eine Größe von 16 bis 24 Fuß. Sein Rachen ist ungeheuer groß und voll spitziger Zähne. Da es eine harte, hornartige Haut hat, so ist es durch Flintenkugeln nicht leicht zu verletzen; will man dasselbe tödten, so muß man ihm am Bauche beyzukommen suchen, welcher weich und leicht durchzustechen ist. Das Krokodil ist eines der gefährlichsten Raubthiere, es verschluckt größere Land- und Wasserthiere

mit Gierigkeit und selbst an den Menschen wagt es sich, wenn er sich nicht gerade in Gesellschaft befindet. Da es sich nicht leicht krümmen kann, sondern wenn es läuft, in einer geraden Linie steif vor sich hinschießt, so kann man seinen Verfolgungen vorzüglich durch krumme Wendungen, die man macht, entgehen. Es pflanzt sich nicht durch Junge, sondern durch Eyer fort, deren es jährlich wohl 100 in den heißen Sand legt, die die Größe eines Gänseeyes haben. Die Zahl der Krokodile würde sich sehr bald zu stark vermehren, wenn nicht ein Thierchen, die Pharaoratze, auch Ichneumon genannt, die Krokodileneyer aufsuchte und sie verzehrte. Auch die Menschen suchen die Eyer auf und zerschlagen sie entweder oder essen sie auf; sie sollen nicht übel schmecken.

Aber nicht nur vor den reissenden Thieren hat sich ein Reisender in Afrika in Acht zu nehmen, er muß noch mehr vor den Einwohnern des Landes auf seiner Huth seyn. Der größte Theil derselben bestehet aus rohen, ungebildeten, raubsüchtigen Menschen, die nicht nur die Fremden, besonders Europäer oder Weiße, gerne plündern, beunruhigen, wohl gar ums Leben bringen, sondern die selbst unter sich in beständigem Kriege leben, einander die Felder verwüsten, die

Hütten zerstören, und sich wechselsweise ermorden. Es gibt in Afrika eine ungeheure Menge von Völkerschaften, die in Rücksicht der Farbe alle bald mehr bald weniger schwarz sind. Die merkwürdigsten darunter sind die Neger, Beduinen, Mauren, Hottentotten. Jede dieser Völkerschaften unterscheidet sich von den andern durch eigene Sitten und Gebräuche, durch ihre Lebensweise und Gemüthsart. Einige haben viel Gutmüthigkeit, wie die Hottentotten, andere sind tückisch und raubsüchtig, wie die Mauren.

So groß die Anzahl der Völkerschaften in Afrika ist: so ist doch die Anzahl der Königreiche und Länder in diesem Welttheile noch größer. Afrika ist in unzählige größere und kleinere Provinzen und Reiche zerstückelt. In dem nördlichen Theile ist besonders Egypten zu bemerken, von welchem schon oben einiges bemerkt worden ist. Westlicher von Egypten liegen die Länder Algier, Tunis, Tripolis und das Kaiserthum Fez und Marocco. Diese Länder werden gewöhnlich auch die Barbarey oder besser die Berberey genannt, und sind von jeher, besonders den Europäern, furchtbar gewesen. Und dieß zwar darum. Die Einwohner dieser Raubnester haben eine außerordentliche Neigung zum

Rauben und Plündern; sie befahren aus diesem Grunde immer das Meer, und wehe dem, der in ihre Hände fällt. Er wird sogleich als Sclave behandelt und als solcher verkauft. Viele tausend unglückliche Europäer hatten bisher dieses traurige Loos. Die Behandlung, die dergleichen bedauernswürdige Sclaven, in diesen Ländern immer erfuhren, soll größtentheils sehr grausam gewesen seyn. Sie wurden noch schlechter als das Vieh gehalten, mit den beschwerlichsten Arbeiten überhäuft, oft unbarmherzig gezüchtigt, in finstre, feuchte und ungesunde Löcher geworfen u. d. m.

Reißt man aus der Berberey an der Küste südwärts hinab, so kommt man in die ungeheuer große Wüste Zahara, und von da nach dem Lande Senegambia, welches zwischen den zwey großen Flüssen Senega und Gambia liegt. An dem Gambia findet man Europäische, besonders Englische, Kaufleute, die sich hier des Handels wegen aufhalten. Tiefer hinein wohnen mehrere kleinere Völkerschaften, die uns noch nicht genauer bekannt sind, weil es bis jetzt noch keinem Europäer, der uns davon hätte Nachricht geben können, gelungen ist, sehr tief ins Land hineinzukommen.

Weiter unten von Senegambia liegt das Land Guinea, in welchem man viel Gold findet, und einen starken Handel mit Sclaven treibt.

An der südlichsten Spitze von Afrika liegt das Vorgebirg der guten Hoffnung und tiefer hinein das Land der Hottentotten.

Da es nicht nur mit den größten Beschwerlichkeiten verbunden, sondern auch sehr gefährlich und unsicher ist, in den Innern von Afrika zu reisen: so ist uns bis jetzt bey weitem der größere Theil dieses Welttheils noch unbekannt. Wir kennen fast nur die Küsten; bloß hie und da haben es einige muthige Reisende gewagt, etwas tiefer ins Land zu dringen und uns eine Beschreibung der gesehenen Länder mitgetheilt; doch will dieses noch immer nicht viel sagen; vier Theile von Afrika sind für uns zur Zeit noch unbekanntes Land; nur den fünften kennen wir genauer.

Der Handel hat ziemlich viele Europäer, besonders Engelländer, Holländer und Franzosen bewogen, ihr Vaterland zu verlassen und ihr Glück in weiter Entfernung an den Küsten von Afrika zu versuchen. Wenn daher einer von meinen Lesern einmal nach Afrika kommen sollte, so kann er mit Sicherheit darauf rechnen, an den Küsten oder

in einiger Entfernung davon Europäer zu finden. Hie und da mögen auch Deutsche hausen.

Was den Menschenfreund in Rücksicht Afrikas am meisten schmerzen muß, ist der Umstand, daß in diesem Welttheile der Menschenhandel stärker als irgendwo anders getrieben wird, und daß vielleicht der größere Theil der Eingebornen aus Sclaven besteht, die auf die niedrigste, barbarische Weise behandelt werden. An dem Flusse Gambia und der Küste von Guinea werden diese unglücklichen Geschöpfe tausendweise an Europäer verkauft und von ihnen besonders nach Amerika verführt. Der größere Theil von ihnen stirbt gewöhnlich schon auf dem Wege dahin, theils wegen der schlechten Behandlung, theils wegen der plötzlichen Veränderung des Clima. Es mag ein trauriges Schauspiel seyn, wenn Väter von ihren Gattinnen und Kindern, Söhne von ihren Aeltern, Geschwistern und Freunden gewaltsam hinweggerissen und gefesselt nach der Küste, gleich einer Heerde Vieh, getrieben werden, wo sie die Schiffe besteigen und dem geliebten Vaterlande auf ewig Lebewohl sagen müssen, um in einer Entfernung von vielleicht mehr als tausend Meilen unter der Last von Beschwerden ihr elendes Leben zu endigen. Wohl uns, meine jungen

Freunde, daß wir in einem Lande leben, wo der Geist der Menschlichkeit anwächst und keiner von uns der Gefahr ausgesetzt ist, daß ihn ein gleiches Loos treffe. — Vielleicht ist einer oder der andere von uns einmal im Stande, zur Minderung dieses Elendes und Unfugs etwas beyzutragen. Er thue es dann und die Menschheit wird ihm danken.

Da ich eben von dem in Afrika üblichen Sclavenhandel spreche, so kann ich mich nicht enthalten, meinen jungen Lesern bey dieser Gelegenheit zur Abwechslung eine Erzählung mitzutheilen, die auf das Sclavenwesen Bezug hat und von dem Herrn von Halem verfaßt ist. Vielleicht ist sie schon diesem und jenem bekannt; doch auch dann zweifle ich nicht, daß man sie gerne hier noch einmal lesen wird.

Nehala,
das unglückliche Negermädchen.

(Von dem Hrn. v. Halem.)

Paul und Virginie, die liebenswürdigen Kinder edler Europäer auf St. Maurice, einer Insel bey Afrika, trugen in der vor dem Hause ihrer Aeltern befindlichen Laube, Brod, Butter, Milch und Feigen zum Frühstück auf. Da kam Nehala, ein Negermädchen, gelaufen, warf sich Virginien zu Füßen und rief: "Junge Weiße! habe Mitleid mit einer armen flüchtigen Sclavinn. Seit drey Tagen irr' ich schon umher in diesen Bergen, oft verfolgt von Jägern und Hunden. Ich bin halb todt vor Hunger. Mein Herr ist..."

Virginie. Armes Mädchen! Erst komm' und iß von dem, was da steht.

Die Negerinn. (ißt und trinkt.) Der Trunk bringt mich ins Leben zurück. O es gab Augenblicke, da ich mich in den Fluß hätte stürzen mögen, um schnell mein

Elend zu enden. Da dacht ich wieder: Ich will nicht sterben! gewiß gibts noch gute Weiße auf der Insel.

Paul. Aber wie irrtest Du denn hierher?

Negerinn. Oft war ich den Berg vorbey gegangen, an welchem diese Hütten hängen, und von Guten und Bösen hörte ich immer nur eine Stimme: "Das sind gute Leute, die da oben wohnen." Zu den guten Leuten will ich fliehen, dacht ich endlich Und Gott sey gedankt, daß ich sie gefunden habe.

Paul Unsre Mütter sind nicht zu Hause, armes Mädchen! Aber sie würden Dir gewiß geben, was wir Dir biethen; — sättige Dich!

Virginie. Ach, könnten wir noch mehr für sie thun, als sie sättigen!

Paul. Wo wohnt denn Dein Herr, und warum hat er Dich gemißhandelt?

Negerinn. Er wohnt am schwarzen Strom. Reich ist er an Pflanzungen, aber arm an Menschengefühl.

Paul. O ich bin mit unserm Domingo am schwarzen Strom gewesen; da wachsen die schönsten Bananen *), die das ganze Jahr Früchte bringen.

*) Bananas ist eine traubenartige, sehr schmackhafte Frucht.

Negerinn. Du hast recht, junger Weißer! und der sumpfige Boden umher ist zum Reißbau vortrefflich. — Ach! bey der Reißernte ergrimmte der Mann über mich. Wollt ihr die Narben der Wunden sehen, die mir geschlagen sind?

Virginie. Arme Unglückliche! Und wohin willst Du jetzt?

Negerinn. Zu mitleidigen Menschen wollt ich, und die hab' ich gefunden.

Virginie. Ach! was hilft Dir unser Mitleid?

Negerinn. Es könnte mir wohl helfen. — Ihr, ihr guten Kinder, könntet mir Gnade erflehen bey meinem Herrn. —

Paul. Du willst also wieder zurück zu dem Unmenschen, der Dich so gemißhandelt hat?

Negerinn. Ach, alles, was ich besitze, ist am schwarzen Strom. Da lebt auch mein Vater. Zur Sclaverey sind wir armen Schwarzen nun einmal verdammt. Erträglicher ist sie im Angesichte des Vaters, dessen Last man zuweilen erleichtern kann.

Virginie. (zu Paul) Ein braves Mädchen.

Negerinn. Ich hatte für meinen schwachen Vater gearbeitet, und darüber mein Tagewerk versäumt. (sie weint.)

Paul. (heftig) Und das ist Dein Vergehen? (Negerinn weint) — — Abscheulich! abscheulich! Wo ist der hartherzige Mann? — Der schwarze Strom ist nahe. Komm, Virginie, wir wollen das Mädchen zu ihrem Herrn begleiten! Du sollst für sie bitten, und ich will es auch thun — wenn ichs kann.

Virginie. Lieber Paul! wie können wir von hier gehen? Wenn unsre Mütter kämen und uns nicht fänden?

Paul. Ich sage Dir ja, Virginie; ich kenne den schwarzen Strom, er ist nahe. Unsere Mütter werden sich freuen, wenn sie hören, daß wir die Negerinn mit ihrem Herrn versöhnt haben.

Virginie. Aber warte wenigstens — —

Paul. Du willst nicht mit, seh' ich wohl; ich geh' allein mit dem Negermädchen. (zur Negerinn) Komm mit mir.

Virginie. Ach, Paul! ich kann Dich nicht allein gehen lassen; Du würdest trotzen, Statt zu bitten, würdest das Mädchen und Dich in Gefahr bringen.

Negerinn (zu Virginie.) So komm mit, kleine Weiße! Es ist nicht weit. Dein freundliches Gesicht ist es, was den Mann versöhnen muß.

(Sie nehmen Virginie in die Mitte und führen sie ab.)

Virginie (ruft) Domingo! Fanschette! wo seyd ihr? (zu Paul und der Negerinn) Da zieht ihr mich fort, um Gutes zu thun, und doch sollten wir nicht von hier gehn. (ab)

Negerinn. Nun sind wir ganz nahe. Aber, liebe Weiße, Du kannst nicht weiter.

Virginie. Ach, laßt mich einen Augenblick ruhen. (Sie wirft sich nieder.)

Paul. Armes Virginchen! Ich will Dir Beeren suchen zur Erquickung.

Virginie (ruft ihm nach) Ruhe doch auch, lieber Paul!

Negerinn (ruft) Laß mich Beeren pflücken, kleiner Weißer, und Du setze Dich!

Virginie (ängstlich) Er ist fort.

Negerinn. Sorge nicht. — Ich sehe, er findet schon nahe, was er suchet. — Kleine Weiße! hätt' ich geglaubt, daß der Weg Dich so ermüden würde, ich hätte Dich nicht beredet, mitzugehen.

Virginie. Was wäre an meiner Müdigkeit gelegen, wüßten unsre Mütter nur, wo wir wären. — Höre, Du sprachst vorher von Deinem Vater. Hast Du denn keine Mutter?

Negerinn (traurig.) Ich hatte eine Mutter. Ach, sie hat aufgehört meine Mutter zu seyn.

Virginie. Ist sie todt?

Negerinn. Sie lebt; aber unmütterlich hat sie mich von sich gestoßen. Durch sie sind mein Vater und ich hieher in Sclaverey gerathen.

Virginie. Durch Deine Mutter? Gott! wie war das möglich?

Negerinn. Was vermag nicht das Gold und das Getränk der Weißen, die an unsre Küste kommen! Ja! meine eigne Mutter führte mich zum Verkauf ans Ufer!

Virginie. Und Du ließest Dich verkaufen?

Negerinn. Was sollt ich machen? Ich warf mich zu meiner Mutter Füßen: "Was hab ich gethan, rief ich, daß Du mich als Sclavinn verkaufst? habe ich Dir nicht das Feld bauen helfen? nicht Früchte für Dich gesammelt? nicht Fische für Dich gefangen? Hab' ich Dich nicht gekühlt in der Hitze, nicht, wenn Du schliefst, die Insecten von Deinem Gesichte verscheuchet? O meine Mutter! Nicht meinetwegen, Dein selbstwegen fleh ich Dich: verkaufe mich nicht! Das Geld, was Du bekommen wirst, verschaft Dir keine andre Tochter, die Dich pfleget im Alter. Mutter! Mutter! verkaufe Deine Nehala, Deine einzige Tochter nicht!" — Ach! mein Flehen war umsonst. Ich ward aufs Schiff geschleppt, und meine Mutter — wandte sich von mir! (Sie weint.)

(Paul kömmt, einen mächtigen Stock unterm Arm, mit gesammelten Beeren zurück und schüttet sie in Virginiens Schooß.)

Paul. Da, liebe Schwester! Iß nach Herzenslust! Ich will mit aus Deinem Schooß essen.

Virginie. Iß, lieber Paul! und laß mich weinen mit Nehala.

Paul. Was ist euch denn? Wir sind nahe, und ihr weint?

Virginie. Ihre eigene Mutter hat sie verkauft!

Paul. Und das litt der Vater? Wo war denn der?

Negerinn. Mein Vater kam, wie ich schon auf dem Schiffe war. Er warf sich in ein Both, arbeitete sich ans Schiff hinan, und suchte mich wieder zu lösen. Aber er fand kein Gehör. So vergönnt mir wenigstens, rief er endlich, daß ich meine Tochter begleite! Ich will euer Sclave seyn; nur versprecht mir, daß ihr mich nicht von ihr trennen wollt. Die Weißen versprachen das, und sie haben es gehalten.

Virginie. Da hast Du wohl recht, Nehala, den braven Vater nicht zu verlassen.

Paul. Aber was säumen wir? Wollen wir nun nicht ausrichten, warum wir herkamen?

Virginie. (aufspringend) Da bin ich frisch und munter! (sie ißt) Deine Beeren schmecken gut, lieber Paul! (Sie wollen gehen.)

Negerinn. (thut einen Schrey) Das ist mein Herr, der dort hervorkommt.

Virginie. Der braune Mann da, mit den tiefliegenden Augenbraunen?

Negerinn. Eben der.

Paul. Wie stolz er, das Bambusrohr in der einen, und die lange Tobakspfeife in der andern Hand, einhertritt.

Virginie. Lieber Paul! Nun sey auch nicht verwegen! Laß mich nur machen! (die Negerinn versteckt sich.)

Pflanzer. Wer seyd ihr?

Virginie. Wir sind die Kinder aus den beyden Hütten am Hafenberge.

Pflanzer. Das sind gute Leute, die da wohnen. Aber es ist ja weit von hier. Ich glaube du lügst. Sprich die Wahrheit!

Paul. Mann! wie kannst Du glauben, daß meine Schwester Dir Unwahrheit sagt!

Virginie. Guter Mann! was ich sagte, ist wahr; aber Du hättest wohl recht, daran zu zweifeln. Du denkst, es sind gute Leute, die da wohnen; gute Leute lassen ihre Kinder nicht so allein in den Wald irren.

Ja, wenn unsre Mütter es gewußt hätten. Aber ohne ihr Vorwissen gingen wir fort.

Pflanzer. Und wohin wollt ihr denn, ihr Kinder?

Virginie. Zu Dir, guter Mann! Wir wollen zu Dir gehen.

Pflanzer. Mädchen! redest Du irre? Du kennst mich ja nicht!

Virginie. Ich Dich nicht kennen? — Du heißt Rebeau, hast eine Pflanzung in dieser Gegend, und unter Deinen Sclaven ein Mädchen, Nehala — —

Pflanzer. Da weißt Du also wohl, wo das tolle Mädchen ist? Vor drey Tagen hat sichs verlaufen.

Virginie. Und wenn ichs nun wüßte? Wenn wir nun kämen, für Nehala zu flehen?

Pflanzer. Sonderbar! Sagt mir gleich, wo das Mädchen ist! Dergleichen darf nicht einreißen. Wenn ihr in eure Hütten entflohne Sclaven aufnehmt, so wird es bald übel mit euch aussehen.

Virginie. Wir bringen sie ja wieder, guter Mann, und darum sind wir hier; nur bitten wir, daß Du die Entflohene gütig aufnehmest. Hat sie gefehlet, so hat sie Strafe gelitten, und ich weiß gewiß, sie würde nicht so scharf gestraft worden seyn, wenn Du alles gewußt hättest. Denn

ungerecht würdest Du doch nicht seyn wollen.

Pflanzer. Ey, sieh doch! Ich habe viel Geduld mit der faulen Sclavinn gehabt. Es war nicht das erstemal, daß sie ihr Tagwerk nicht vollendet hatte.

Paul. Ihr Vater ist schwach. Dessen Arbeit zu erleichtern, hat sie sich Deinen Zorn zugezogen.

Pflanzer. Wollte man solche Ausflüchte gelten lassen — —

Paul. Wenn es aber nun wahr ist, was sie vorgibt?

Pflanzer. Hört, was habt ihr beyden für Beruf, ihre Fürsprecher zu seyn?

Virginie. Ist nicht Nehala ein Mensch wie wir, und ist sie nicht unglücklich? Sie war halb todt vor Mattigkeit und Hunger, als sie zu uns kam. Wir speiseten sie. Da sprach sie von dem Zorn ihres Herrn, und daß sie gern zu ihm zurückkehrte, wenn sie Gnade von ihm hoffen könnte. Es ist eine gute Tochter, dachten wir, sie wird auch eine gute Dienerinn ihres Herrn seyn. Wir wollen ihr Gnade erflehen. Gesagt, gethan; und hier sind wir. Reicher Nebeau, guter Nebeau! willst Du, daß wir uns zu Deinen Füßen werfen?

(Negerinn kommt hervor und wirft sich dem Herrn zu Füßen.)

Pflanzer. Rede mir kein Wort! Steh auf und fort zu Hause! Du verdankst Dein Leben den Kleinen. (Die Negerinn geht zitternd ab.) Und ihr (zu Paul und Virginie) macht, daß ihr zu euren Müttern kommt, und bekümmert euch künftig nicht um fremde Sclaven. (ab)

Paul und Virginie sehen ihm eine Weile nach.

Virginie. Wollen wir ihm nachgehen? Er ergrimmte wieder im Innern, als er die Sclavinn sah.

Paul. Bleib Du hier, ich will ihm folgen.

Virginie. (hält ihn) Du sollst nicht weg; Du sollst Deine Schwester nicht verlassen.

Paul. O er ist noch ganz nahe! — Ein hartherziger, böser Mann!

Virginie. Er hat das Mädchen ja begnadigt.

Paul. Aber wie that er das?

Virginie. Er entließ sie doch ohne Mißhandlung.

Paul. Das war ihm auch zu rathen. Ich hätte mich mit ihm geschlagen.

Virginie. Was, mit dem großen, starken Manne?

Paul. O! ich fühle mich stark, wenn ich bey Dir bin. (stößt mit dem Stocke auf

die Erde.) Ich kann auch werfen, und ich habe die Tasche voll Kiesel. Denkst Du nicht an die Geschichte von Goliath und David?

Virginie. O welcher Gefahr hab' ich mich wieder ausgesetzt! Gott! wie schwer ist es, Gutes zu thun!

Paul. Wir haben so viel Gutes gethan, als wir konnten. Nun würde eine gute Mahlzeit schmecken. Sieh, die Schatten der Bananen kürzen sich schon zu ihren Füßen. Es ist nah am Mittage.

Virginie. Schon Mittag? — Ach, nun sind unsre Mütter nach Hause gekommen, und haben ihre Kinder nicht gefunden. Höre, Paul, Du hast noch Kräfte; ich kann nicht mit Dir fort. Laß mich hier. Beruhige Du die Mütter, und schicke den Domingo, um mich zu holen.

Paul. Wie kannst Du glauben, Virginie, daß ich Dich hier allein lassen werde? Domingo würde Dich auch nicht finden können.

Virginie. O meine Füße sind so wund! Ich kann nicht gehen.

Paul. Da steht Farrenkraut, damit will ich sie umwinden. (Er pflückt Kräuter, und umwindet ihre Füße und gibt ihr seinen Stab in die Hand.)

Virginie. Dank Dir, lieber Paul! Die frischen Blätter kühlen mich angenehm. Nun will ich schon nachkommen. (Sie steht auf und geht, in der einen Hand den Stock und den andern Arm auf Pauls Schultern gelehnt, langsam fort.) Aber wohin, lieber Paul? Nehala hat uns durch Schleichwege vom rechten Wege abgeführt.

Paul. Setz' Dich nieder, Virginie! Ich will auf einen Baum klettern, ob ich den Hafenberg vielleicht sehen kann; dahin können wir dann unsern Weg richten. (Virginie setzt sich. Paul ab.)

Virginie. (sorgsam) Ach! wir haben es nicht gut gemacht! — Was will aus uns werden? — Und vielleicht ist der armen Nehala nicht einmal geholfen!

Paul (kommt zurück.) Ich sah nichts, als die Gipfel der Bäume.

Virginie. Armer Paul, wie bist Du erhitzt! (Sie trocknet ihm den Schweiß ab.)

Paul. Komm nur, ich weiß wir kamen von der Seite.

Virginie. Nein, Paul! Ich glaube, wir kamen von dort her.

Paul. Ach, Virginie! wenn wir auch den Weg wüßten. Ich sehe wohl, du könntest jetzt nicht fortkommen. Wir wollen hier weilen. Es kommen wohl Menschen, die uns helfen.

Virginie. Aber wenn nun niemand kommt, und es wird Nacht?

Paul. O ich weiß Feuer zu machen, und hungern sollst Du auch nicht. Ich pflücke wilde Cresse, und breche Palmzweige ab. Das Mark issest Du, und von den Blättern mache ich Dir ein Obdach.

Virginie. Ach, mich grauts. Mir ists, als ob es schon Nacht wäre.

Paul. Du sollst sehen, es geht besser, als wir glauben. Sey ruhig! Ich bin bey Dir. Ich wollte, daß Du nur gehen könntest! Hier ist weder ein Quell, noch trocknes Gesträuch, um Feuer zu machen.

Virginie. Paul, Du dürstest meinetwegen. Ich will suchen, fortzukommen.

Paul. Ruhe immer noch ein wenig! Hier streichen vielleicht Jäger umher, die uns bald finden. Ich will einmal rufen. (ruft) Hülfe für Virginie! Hier ist Virginie!

Virginie. (ruft auch) Hier ist Paul! Hier sind zwey Kinder! (Pause.)

Paul. Keine Antwort! — Ich armer, schwacher Knabe, daß ich Dich nicht tragen kann! (weint.)

Virginie. Weine nicht, lieber Paul! Du sagtest ja selbst: Es wird alles gut werden. (Pause.)

Paul. Still! —— Es war nichts! ——

Virginie. Still doch! —— Hundegebell!

Paul. Ganz deutlich! (er ruft wieder) Hier ist Virginie!

Virginie (ruft auch) Hier ist Paul!

Paul. Es bellt wieder! — — Ich will sterben, wenn es nicht Fidel ist.

Domingo (kommt als Jäger mit einem Hunde) Gottlob! da sind sie!

(Virginie sieht den kommenden Domingo, rafft sich mit einem Schrey auf, und umschlingt seine Kniee.)

Paul. (streichelt den Hund.) Dacht' ichs doch, daß Du uns aufspüren würdest!

Virginie. Guter Domingo! gewiß zürnen unsre Mütter?

Domingo Sie haben mir erquickenden Beerensaft und Brod für ihre Kinder mitgegeben. (Er zieht die Flasche hervor.)

Virginie. Die guten Mütter!

Domingo. Kommt, Kinder! Wir sind alle ermattet, wir wollen uns setzen und ein wenig genießen. (Sie setzen sich, essen und trinken.) Nicht wahr, ihr habt den Müttern entgegen gehen wollen? Aber wie ists möglich, daß ihr hieher gerathet?

Paul. Domingo! wie kannst Du glauben, daß wir auf dem Weg zur Stadt in solche Irre geriethen?

Domingo. Nun, nun.

Paul. Wir haben hier ein Geschäft gehabt, und das haben wir ausgerichtet!

Domingo. Ein schönes Geschäft, das euern Müttern solchen Kummer macht!

Virginie. Die armen Mütter!

Paul. Wenn wir alles erzählen, so werden sie gewiß uns den Kummer verzeihen, den wir ihnen machten.

Virginie. Du besonders, Domingo! Du wirst uns verzeihen, wenn Du uns hörst. Es war Deine Landsmänninn, die uns hieher lockte.

Domingo. Daß ihr aus Güte des Herzens fehltet, dieß konnte ich denken.

Virginie. Wir wollen Dir unterweges alles erzählen Ich glaube, ich kann schon gehn. Wie können wir hier ruhig seyn, indeß unsre Mütter uns für verloren halten?

Domingo. Virginchen, Du kannst nicht gehen. Trage Du meine Flinte, Paul! ich will Deine Schwester aus dem

Walde tragen; nachher bekomme ich schon Hülfe.

Domingo nahm Virginien auf den Arm; Paul trug die Flinte, und so kamen sie glücklich zu ihren ängstlich besorgten Müttern zurück.

III.

Auszug aus Mungo Parks Reisen im Innern von Afrika.

Ein Paar Worte als Einleitung.

Als die Enkel des würdigen Greises Edelhold ihn in seiner ländlichen Einsamkeit im darauf folgenden Jahre besuchten, fragten sie ihn mit freundlicher, einschmeichelnder Stimme, ob er ihnen nicht wieder eine so interessante Reisegeschichte als im vorigen Jahre erzählen wolle.

Edelhold lächelte und beantwortete diese Frage mit einem freundlichen Ja, worüber die Kinder ihre Hände zusammenschlugen und ihren Großvater vor Freude umarmten. Noch diesen Tag ward der anmuthige kleine Hügel besucht, und der Greis von seinen Zuhörern umlagert. Er zog einige Bogen Papier aus der Tasche und sagte: Schon in meiner früheren Jugend, lieben Kinder, ward ich daran gewöhnt, mir aus jedem Buche, das ich las, einiges auszuschreiben; gefiel mir die gelesene Schrift sehr, so machte ich mir einen längeren Auszug dar-

aus; das war für mich, wie ihr leicht denken könnt, von großem Nutzen; auch jetzt in meinen alten Jahren ziehe ich mir noch bisweilen aus den Büchern, die ich lese, manches aus; es macht mir Vergnügen! — Im vorigen Winter unterhielt mich sehr angenehm eine Schrift, die unter dem Titel herausgekommen ist: "Reisen im Innern von Afrika in den Jahren 1795 bis 1797 unternommen von Mungo Park, Wundarzt. Aus dem Englischen übersetzt." Als ich sie las, fielt ihr mir ein, meine lieben Enkel; ich fand darin vieles, wovon ich glaubte, daß es für euch interessant und belehrend seyn dürfte und entschloß mich daher, für euch einen Auszug daraus zu machen. Dieß hier sind einige Bogen davon. Hört nun fein zu, ich will euch das, was ich für euch niedergeschrieben habe, vorlesen; wann ich müde bin, so wird euer guter Lehrer wohl so gefällig seyn, und statt meiner lesen.

I.

In London gibt es eine Gesellschaft, die aus vornehmen, reichen und gelehrten Männern besteht, die die Wissenschaften und nützliche Kenntnisse lieben, und bisweilen auf ihre Kosten in dem Innern von Afrika

Reisen machen lassen, um durch die Reisenden zu erfahren, wie es in dem gedachten Lande aussehe, ob die Gegenden, deren Beschaffenheit man noch nicht näher kennt, fruchtbar oder unfruchtbar, bewohnt oder öde, ob sie zum Handel gut gelegen sind oder nicht, was für eine Gemüthsart die Bewohner derselben haben, was sie vorzüglich anbauen, wovon sie sich nähren u. s. w. Diese nützliche, verdiente Gesellschaft wird die "Afrikanische Gesellschaft." genannt.

Im Jahr 1793 suchte diese Gesellschaft einen Mann, der nach den innern Gegenden von Afrika reisen und dort besonders den großen Fluß Gambia näher untersuchen möchte. Dieser Mann fand sich bald. Ein Schottischer Wundarzt, Mungo Park, der gerade aus Ostindien nach London zurückgekehrt war, hatte nicht übel Lust, diese Reise zu unternehmen. Er sah zwar ein, daß sie mit außerordentlichen Gefahren verbunden sey, besonders da bereits einer vor ihm, Capitain Houghton, den die Afrikanische Gesellschaft auch in jene Gegenden abgeschickt hatte, schon sehr lange von sich nichts hören ließ, und also wahrscheinlicher Weise verunglückt war. Allein Mungo Park hatte ein Herz im Leibe, scheute keine Gefahren und brannte vor Begierde, Afrika näher kennen zu lernen.

Die Afrikanische Gesellschaft untersuchte, ob er auch der Mann sey, der diese Reise mit Nutzen und Geschick unternehmen könne, und als sie dieses fand, nahm sie ihn in ihren Dienst, unterrichtete ihn genau von dem, worauf er besonders sehen sollte und der Secretair derselben gab ihm ein Empfehlungsschreiben an einen Doctor Laidley, der schon mehrere Jahre in einer englischen Niederlassung am Gambia wohnte.

Der Tag der Abreise des Mungo Park war auf den 22sten May 1795 festgesetzt. Wer wird ihm nicht dazu von Herzen Glück wünschen? —

II.

Vor der Englischen Stadt Portsmouth lag eine Brig, oder ein kleines zweymastiges Kauffartheyschiff, Endeavou genannt, das von dem Capitain Richard Wyath commandirt wurde, und nach dem Afrikanischen Flusse Gambia bestimmt war, um dort Wachs und Elfenbein einzuhandeln. Mungo Park entschloß sich, auf dieser Brig nach Afrika zu segeln und begab sich daher an Bord derselben.

Am 22sten May 1795 segelte das gedachte Schiff von Portsmouth ab und nach Verlauf von dreyzehn Tagen erblickten die

Seefahrer die Gebirge von Afrika über Magadore. Nach einer sehr angenehmen Farth von einem Monate kam man am Gambia an, und ging bey der Stadt Dschillifrih vor Anker. Hier blieb man ein Paar Tage, dann schiffte man weiter nach Wintain, einer kleinen Stadt am Gambia, die, wegen ihres starken Handels mit Wachs, von den Europäern häufig besucht wird. In diesen Gegenden wohnt ein wildes, ungeselliges Volk, Felupen genannt, die in den Wäldern den Honig sammeln und nach Wintain zum Verkaufe bringen.

Am 26sten Junius verließ man die genannte Stadt und setzte die Reise auf dem Flusse Gambia fort; war Ebbe und das Wasser daher klein, so warf man entweder die Anker und blieb so lange liegen, bis die Fluth kam, oder man ließ die Brig von einem Ruderbothe bogsiren, d. i. weiter schieben oder stoßen. — Der Fluß Gambia ist tief und trübe, die Ufer sind mit undurchdringlichem Dickicht bewachsen, und das ganze nahe liegende Land scheint flach und sumpfícht zu seyn. — Ein Umstand macht den Gambia sehr schätzenswerth. Er ist nemlich äusserordentlich Fischreich, und einige Fischarten, die darinn gefunden werden, sind überaus wohlschmeckend.

Wo der Gambia sich ins Meer ergießt, oder an der Mündung desselben, gibt es viele Hayfische. Was die Hyäne unter den Landthieren ist, das ist der Hay unter den Wasserthieren. Es gibt mehrere Arten desselben Zu einer davon gehört der Menschenfresser, der auch Hundshay, Seewolf und Jonasfisch genannt wird. Dieß ist ein ungeheuer großes Thier und an Gefräßigkeit kommt ihm nicht leicht ein anderes bey. Es soll zuweilen zwölf bis fünfzehn tausend Pfund schwer, und zwanzig bis dreyßig Fuß lang werden. Vor allen Theilen seines großen Körpers zeichnet sich der Rachen aus. Dieser soll so weit seyn, daß ein erwachsener Mensch bequem durch denselben kriechen kann. Man erzählt, daß man einmal in den Magen eines Hays dieser Art, der noch dazu nur 15 Fuße lang war, zwey Thunfische, die doch nicht klein sind, und einen Mann mit seiner Kleidung, in einem andern aber ein ganzes Pferd gefunden habe.

Ein gelehrter Naturforscher, Namens Müller, erzählt von einem solchen Hay, den er selbst gesehen hat, eine merkwürdige Geschichte. Im Jahr 1758 nemlich stürzte auf dem Mittelländischen Meere von einem Kriegsschiffe ein Matrose in die See. Kaum war er im Wasser, als auch schon ein mäch-

tiger Hay herbey geschwommen kam, und ihn sogleich in seinen Rachen nahm. Einige Kammeraden eilten ihm in einer Schaluppe zu Hülfe, kamen aber zu spät. Der Capitain, der dieses traurige Spectakel mit angesehen hatte, bedachte sich nicht lange, sondern wollte alles, was noch in seiner Macht stand, zur Rettung des unglücklichen Matrosen thun. Auf dem Verdecke stand ein geladenes Geschütz. Er ließ es auf das Ungethüm richten und abfeuern. Die Kugel traf so glücklich, daß der Hay den Matrosen sogleich wieder von sich gab, der hierauf wenig verletzt aufgefischt wurde. Der Fisch aber wurde durch Stricke und Harpunen vollends überwältigt, an das Schiff geschleppt, aufgehängt und getrocknet. Wenn so ein Thier gefangen wird, so macht es immer gewaltige Sprünge, und speyt wohl zuweilen die Eingeweide mit dem Haken aus. Hie und da ißt man sein Fleisch und benutzt seine Haut.

Wenn man den Gambia höher hinauf schifft, so findet man darin auch Crocodile und Flußpferde, welche letzte einen ungeheuern, schwerfälligen Körper haben und gutes Elfenbein liefern. Dieses Thier lebt auf dem Lande und im Wasser, hat dicke, kurze Beine und gespaltene Klauen, frißt Gras und Gesträuch, das längs den Ufern

des Flusses wächst, Zweige von Bäumen und mehr dergleichen. Es ist übrigens schüchtern.

Nachdem man sechs Tage lang den Gambia hinauf gefahren war, erreichte man einen ansehnlichen Handelsplatz, Namens Dschonkankonda, wo das Schiff einiges aufladen wollte. Am andern Morgen kamen mehrere Europäische Kaufleute, die sich in diesen Gegenden aufhielten und Handel trieben, herbey, um nachzusehen, ob nicht Briefe an sie angekommen wären und was das Schiff alles mitgebracht habe. Der Capitain desselben schickte sogleich einen Bothen an den Doctor Laidley, an welchen Mungo Park ein Empfehlungsschreiben hatte und ließ ihm dessen Ankunft melden. Am folgenden Tage kam der Doctor in eigener Person nach Dschonkankonda; er nahm Hrn. Mungo Park sehr freundschaftlich auf und lud ihn liebreich ein, in sein Haus zu kommen, und dort so lange zu bleiben, bis er Gelegenheit fände, seine Reise fortzusetzen.

Mungo Park nahm diese freundliche Einladung mit Dank an, und ritt auf einem Pferde nach dem Dorfe Pisania, wo J. Laidley wohnte.

III.

In dem Hause des gefälligen Herrn Laidley genoß Mungo Park alle Bequemlichkeit, und benutzte die Zeit, die er hier verlebte, auf eine zweckmäßige Weise. Vor allen andern bemühte er sich, die Mandingo-Sprache zu erlernen, die nicht nur von einem einzelnen Volke, den Mandingos nemlich, sondern fast durch ganz Afrika gesprochen und verstanden wird. Doctor Laidley, der diese Sprache gut verstand, war dem Mungo Park bey Erlernung derselben sehr behülflich. Ferner suchte dieser mit den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Völkerschaften in Afrika und dem Lande selbst so viel wie möglich bekannt zu werden; er ließ daher keine Gelegenheit unbenutzt vorbeygehen, bey der er Erkundigungen über diese Gegenstände einziehen konnte. So verstrich ihm die Zeit, die er in Pisania zubrachte, sehr angenehm. Was ihm besonders große Freude machte, war der Umstand, daß er lange gesund wie ein Fisch blieb. Dieß soll ein seltner Fall seyn; denn wenn Europäer nach Afrika kommen, wo die Hitze so außerordentlich stark ist, so bekommen sie fast immer das Fieber. Mungo Park glaubte, diesem gänzlich entgangen zu seyn. Allein eine Unvorsichtig-

keit, durch die sich schon mancher eine Krankheit, oft den Tod zugezogen hat, brachte auch ihm Nachtheile. Er beobachtete nemlich am 31sten Julius eine Mondfinsterniß und setzte sich dabey dem Nachtthaue aus. Er erkältete sich und am andern Morgen überfiel ihn ein böses Fieber. Er ward sehr ernstlich krank, fing sogar an zu fantasieren und mußte den größten Theil des Monats August das Haus hüthen. Schon war es etwas besser mit ihm geworden, als er sich durch eine neue Unvorsichtigkeit abermahls das Fieber zuzog, und nun gezwungen war, bis den 10ten Sept. im Bette zu liegen.

Es war jetzt gerade die trübe Jahreszeit, in welcher in diesen Gegenden der Regen wie in Strömen herabfällt, oft aber die Hitze zum Ersticken groß ist. Des Nachts wird man in dieser Zeit häufig aus dem Schlafe geweckt, theils durch das starke Gequake der Frösche, deren es hier eine unglaubliche Menge geben soll, theils durch das durchdringende Geschrey der Goldwölfe, oder das Heulen der Hyänen, theils durch das Getöse des fürchterlichsten Donners, wovon man gar keinen Begriff haben kann, wenn man es nicht selbst gehört hat. Unter solchen Umständen wäre dem kränklichen Mungo Park die Zeit wohl oft sehr lange geworden, wenn sie ihm nicht die Unterhal-

tung seines freundlichen Wirthes auf eine angenehme Weise verkürzt hätte. Auch beschäftigte er sich oft damit, daß er, wenn das Wetter es erlaubte, in der Nähe Pflanzen suchte, und wann es regnete, sie in seinem Zimmer zeichnete.

Die Gegenden um Pisania herum sind ausserordentlich fruchtbar. In dem Mandigo-Lande, das am Gambia liegt, gibt es mehrere wilde und gefährliche Thiere, besonders findet man die Hyäne daselbst sehr häufig. Dieses verrufne Thier hat die Größe eines großen Hundes und in seinem Aeusserlichen die meiste Aehnlichkeit mit dem Wolfe. Es ist ungemein raubsüchtig, gräbt vorzüglich gern nach Leichnamen und läßt die gemachte Beute nicht wieder los und wenn man es auch noch so sehr durchprügelt. Seine Grausamkeit ist unbeschreiblich und seine Stärke von dem Grade, daß oft nicht einmal ein Löwe im Stande ist, dieses Unthier zu bezwingen. Außer den Hyänen gibt es in dem gedachten Lande auch viele Panther und Elephanten. In Ostindien besitzt man die Kunst, die letztgenannten Thiere zu zähmen und sie zum Dienste der Menschen abzurichten. In dem Mandigo-Lande hingegen versteht man dieß nicht, und wenn Mungo Park den Eingebornen erzählte, daß es in andern Ländern wirklich

geschehe, so lachten sie ihn geradezu aus, und riefen einmal übers andere aus: Tobaubo Fonnio! „Lüge eines Weißen!“ Die Weißen oder Europäer mögen daher schon öfters die Eingebornen durch Unwahrheiten hintergangen und sich dadurch um ihr Zutrauen gebracht haben! Der Elephant wird von den Schwarzen vorzüglich der Zähne halber geschossen, mit denen sie einen Tauschhandel treiben; doch wird auch von ihnen sein Fleisch gegessen und sie finden es köstlich. — Das gewöhnliche Lastthier in allen Theilen von Afrika ist der Esel. Zum Ackerbau aber wird nirgends ein Thier gebraucht, daher man auch den Pflug nicht kennt. Die Feldarbeit wird gewöhnlich von Sclaven und zwar mit der Hacke verrichtet.

IV.

Der November ging zu Ende, und Mungo Park befand sich noch in Pisania. Es war jetzt gerade die beste Jahreszeit zum Reisen, denn die Luft war weniger feucht, die Erndte vorüber, Lebensmittel die Fülle und wohlfeil. Er beschloß daher, seine Abreise von Pisania anzutreten. Er war so glücklich, einen Negerbedienten, Namens Johnson, zu finden, der Englisch und Mandigo sprach. Diesen miethete er zu

seinem Begleiter und Dollmetscher. Doctor Laidley gab ihm auch einen seiner Negerjungen, Namens Demba, mit, einen lebhaften Burschen, der ein Paar inländische Sprachen redete und bey seiner Rückkunft seine Freyheit erhalten sollte, wenn er seinem neuen Herrn treu dienen und sich gut aufführen würde. Mungo Park kaufte für sich für 52 Thaler ein Pferd, ein kleines aber munteres Thier, und für seine beyden Begleiter zwey Esel. An Gepäcke nahm er so wenig als möglich mit, nemlich blos Lebensmittel auf ein Paar Tage, etwas Korallen, Bernstein und Toback, um sich dafür neuen Mundvorrath zu verschaffen; etwas Wäsche, die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, einen Sonnenschirm, einen Compaß, ein Thermometer oder Wärmemesser, ein astronomisches Instrument, zwey Vogelflinten, zwey Paar Pistolen und einige andere Sachen.

Es traf sich, daß gerade vier Eingeborne in diejenigen Gegenden reisen, wohin Mungo Park wollte; sie bothen ihm ihre Dienste als Begleiter an und er nahm sie an. Demnach hatte er nicht weniger als sechs Reisegefährten, in deren Augen er ein sehr bedeutender Mann war.

Die Gegenden, die Mungo Park zuerst bereisen wollte, liegen in Senegambia

und werden von einer Menge kleinerer und größerer Völkerschaften bewohnt, die sich in zwey Hauptclassen, in Mohren und Neger, abtheilen lassen. Sie sprechen verschiedene Sprachen und fast bey jeder einzelnen findet man eigene Sitten und Gebräuche; der größte Theil derselben besteht aus Sclaven, die von ihren freyen Herren in der Regel auf eine grausame, unmenschliche Weise behandelt werden.

Doctor Laidley und noch ein Paar andere Europäer waren so gefällig, Herrn Mungo Park die ersten zwey Tagereisen mit einem Theile ihrer Bedienten zu begleiten; es schien, als besorgten sie, ihn nie wieder zu sehen.

Den ersten Tag erreichte Mungo Park ein Dorf, das einem Afrikanischen Kaufmanne, oder Slatiß Namens Jemaffu Mamadu, gehörte. Die Reisenden trafen ihn zu Hause an; er hielt ihren Besuch für eine große Ehre und hatte eine solche Freude darüber, daß er ihnen ein schönes Rind schenkte, welches sogleich geschlachtet und zum Theil zu ihrem Abendbrote bereitet wurde.

Die hiesigen Neger sind in Einem Stücke den Engelländern sehr ähnlich — sie essen gewöhnlich sehr spät. Bis das Abendessen bereitet wurde, suchten sich die Reisenden,

so gut sie konnten, die Zeit zu vertreiben. Sie forderten unter andern einen Mondigoh-neger auf, ihnen einige belustigende Histörchen zu erzählen und hörten ihm drey Stunden lang zu. Das wäre etwas für die muntere Jugend gewesen, die die spaßhaften Erzählungen mehr liebt als eine Lection in der Grammatik! Die Geschichtchen, die in den gedachten Gegenden Afrikas erzählt werden, sind fast alle scherzhafter Art und den Schildbürgergeschichten ähnlich. Mungo Park hat in seiner Reisebeschreibung eine davon wieder erzählt. Sie lautet so:

„Vor mehreren Jahren (begann der Afrikanische Erzähler) wurden die Einwohner von Dumasansa, einer Stadt am Gambia, gar sehr von einem Löwen geplagt, der jede Nacht ihre Heerden anfiel. Dieser ewigen Plage wurde man endlich überdrüßig und die Einwohner beschlossen, auf das Raubthier Jagd zu machen. Sie zogen aus, den Feind zu suchen, und fanden ihn in einem Dickicht verborgen. Sie feuerten sogleich auf ihn, und waren glücklich genug, ihn so stark zu verwunden, daß, als er auf sie losspringen wollte, ihn die Kraft verließ, und er zurück sank. Doch zeigte er noch so viel Stärke, daß niemand sich ihm zu nähern wagte. Man berathschlagte, wie man sich seiner lebendig bemächtigen könnte, weil

dieß der sicherste Beweis ihrer Tapferkeit seyn, und ihnen zugleich etwas ansehnliches eintragen würde, wenn sie das Thier nach der Küste brächten und es den Europäern verkauften. Ein alter Mann schlug vor, das Sparrwerk eines Daches von einem Hause abzunehmen und es über den Löwen zu werfen; und wenn es ja geschehen sollte, daß er auf sie losspränge, wenn sie sich ihm näherten, so dürften sie nur das Dach über sich herabfallen lassen und durch die Oeffnungen feuern."

"Dieser Vorschlag ward angenommen. Es wurde ein Hüttendach abgehoben, und die Löwenjäger zogen muthig damit zu Felde; jeder hatte in der einen Hand ein Schießgewehr und trug das Dach auf der entgegengesetzten Schulter. So näherten sie sich dem Feinde, welcher aber wieder Kräfte gesammelt hatte, und so grimmig aussah, daß die Jäger es für rathsamer hielten, für ihre Sicherheit zu sorgen und sich mit dem Dache zu bedecken. Unglücklicher Weise war der Löwe zu schnell; während sie das Dach nieder ließen, machte er einen Sprung, und ward mit seinen Verfolgern in demselben Käficht gefangen, und zum Entsetzen und Jammer der Dumasanser verzehrte sie das Thier, einen nach dem andern, ganz nach Bequemlichkeit. Noch jetzt ist es ge-

fährlich in jener Gegend diese Geschichte zu erzählen, denn die Einwohner haben sich dadurch in der ganzen Nachbarschaft zum Gelächter gemacht, und mit nichts kann man sie so aufbringen, als wenn man sie auffordert, einen Löwen lebendig zu fangen."

V.

Den dritten December um ein Uhr Nachmittags, nahm Mungo Park von seinen Begleitern Abschied und ritt langsamen Schrittes in einen Wald hinein. Sein Herz war beklommen. Ein großer Wald ohne Grenzen lag vor ihm, und zwar in einem Lande, dessen Einwohner ganz roh sind, und wo ein Weißer meistentheils ein Gegenstand der Neugierde oder der Raubsucht ist. Die Freunde, denen du eben jetzt Lebewohl gesagt hast, dachte er, sind wahrscheinlich die letzten Europäer, die du gesehen hast, und du bist von nun an vielleicht auf immer aus der Gesellschaft der Christen ausgeschlossen. Solche Gedanken trübten seine Seele. Versetze sich nur jeder in seine Lage, und fühle, wie es ihm dann zu Muthe wäre.

Wohl drey Stunden mochte Mungo Park in tiefem Nachdenken geritten seyn, als er darin auf einmal gestört wurde. Es

kam nemlich ein Haufen Volks auf ihn zugelaufen. Die Esel seiner Begleiter wurden von demselben angehalten. Sie verlangten, daß sich die Reisenden nach einem Orte Peckaba verfügen möchten, um sich bey dem Könige von Walli, auf dessen Gebiethe sie sich befänden, anzumelden, und wenn sie dieses nicht thun wollten, so sollten sie auf der Stelle den hier gewöhnlichen Zoll erlegen. Mungo Park hatte hiezu keine Lust Wendet euch an die Slatihs oder die Kaufleute, die sich unter meinen Reisegefährten befinden, sagte er, diese treiben Handel und können euch Zoll entrichten, aber ich reise nicht in Handelsgeschäften und brauche daher keine Abgaben zu geben. Das war nun allerdings wahr, und wäre Mungo Park in einem Europäischen Lande gewesen: so würde man seine Worte haben gelten lassen. So nicht hier. Die herbeigelaufenen Afrikaner achteten nicht darauf, sondern erwiederten, alle Reisenden müßten dem Könige ein Geschenk machen, und wenn Mungo Park dieß nicht wollte, so dürfte er nicht weiter reisen. Was sollte er anfangen? Ihre Anzahl war groß und ihr Geschrey laut und heftig; er besorgte, handgemein mit ihnen zu werden, was für ihn einen üblen Erfolg haben konnte er gab daher nach, reichte ihnen

vier Barren oder Rollen Toback für den König, und zog dann seines Weges weiter. Mit Sonnenuntergang kam er in ein Dorf, wo er die Nacht über blieb.

Aus dem Königreich Walli kam Mungo Park in das Königreich Wulli; den 5ten Deecember erreichte er die Hauptstadt desselben, Medina.*) Das ganze Land ist voller sanft abhängigen Hügel, die mit großen Waldungen bewachsen sind; in den dazwischen liegenden Thälern befinden sich die Städte. Bei jeder derselben ist so viel Land angebaut, als hinreicht, die Einwohner zu ernähren; der Boden ist sehr fruchtbar; in den großen Thälern wird vorzüglich Baumwolle, Toback und allerhand Gemüse erzeugt, die Hügel aber werden mit Korn besäet.

Die Stadt Medina ist von ansehnlichem Umfange, zählt 800 bis 1000 Häuser und ist mit einer hohen Lehmmauer umgeben, und diese wieder mit einer Umzäumung von spitzigen Pfählen und stachlichtem Gesträuche. Die Mauer ist aber sehr verfallen und die Umzäumung hatte auch sehr gelitten, denn viele Frauen hatten einen großen Theil der Pfähle zu Brennholz weggeschleppt.

*) Medina heißt im Arabischen eine Stadt überhaupt.

Mungo Park, welcher bey einem nahen Verwandten des Königs wohnte, wollte diesem seine Aufwartung machen. Man sagte ihm, wenn er dem Könige vorgestellt würde, so dürfte er ihm nicht die Hand reichen, weil diese Freyheit keinem Fremden gestattet werde. Er ließ sich zu ihm führen, um ihn unter andern um die Erlaubniß zu bitten, durch sein Land nach dem Gebiethe Bondu reisen zu dürfen. Er fand ihn vor der Thüre seines Hauses auf einer Matte sitzen. Von beyden Seiten umgaben ihn viele Männer und Frauen, welche sangen und dazu in die Hände schlugen. Er war ein ehrwürdiger Greis und hieß Dschatta. Mungo Park grüßte ihn aufs ehrerbietigste und trug ihn seine Bitte vor. Der brave Dschatta gab ihm eine sehr gnädige Antwort. Er sagte, daß Mungo Park ohne Anstand durch seine Länder ziehen dürfte; ja er that noch mehr; er versprach auch für seine Sicherheit zu bethen. Einer von dessen Begleitern sang, wahrscheinlich zum Dank für diese Güte des Königs, ein arabisches Lied, oder vielmehr, er brüllte es. Zuweilen machte er Pausen, und zwischen jeder derselben schlugen der König und alle Anwesende die Hände gegen die Stirn und riefen mit einer andächtigen Feyerlichkeit: Amen! Amen!

Zum Beschlusse versprach der König, der auch dem Major Hougthon viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, den Mungo Park bis an die Grenze seines Reiches geleiten zu lassen. Wer freut sich nicht, daß es auch unter den ungebildesten, rohesten Völkern so wackre, dienstfertige Menschen gibt als Dschatta. Mungo Park beurlaubte sich und schickte ihm Abends eine Anweisung auf 12 Maß Rum (ein starkes, hitziges Getränke oder eine Art von Brantwein), die er von Dr. Laidley erhalten sollte. Dafür erhielt er von dem Könige einen großen Vorrath Lebensmittel zum Gegengeschenke.

Am folgenden Morgen (den 6ten Dec. begab sich Mungo Park wieder zum König, um sich zu erkundigen, ob für jemand, der ihn begleiten sollte, gesorgt sey. Er fand Seine Majestät auf einem Felle an einem großen Feuer sitzen, denn die Afrikaner sind gegen die geringste Veränderung der Wärme der Luft äußerst empfindlich und beklagen sich oft über Kälte, wann ein Europäer es vor Hitze kaum aushalten kann. Er empfieng Hrn. M. Park sehr freundlich, und bath ihn dringend, doch nicht ins Innere von Afrika zu reisen; der Major Houghton, sagte er, sey umgebracht worden und ihm würde es nicht besser gehen. M. Park dankte dem Könige für seine gütige Besorg-

niß, sagte ihm aber, daß er alles wohl überlegt habe, und entschlossen sey, Troß allen Gefahren, weiter zu gehen. Er schüttelte den Kopf und sagte bloß, daß der Führer sich Nachmittags einstellen sollte. Dieß geschah wirklich; M. Park nahm von dem guten König Abschied, und begab sich auf den Weg.

VI.

Der Führer, den Mungo Park vom König erhielt, begleitete ihn bis an die Grenze des Reiches Wulli. Hier beschenkte M. Park ihn mit etwas Bernstein, worauf er (es war am 11 Dec.) nach Medina zurückkehrte. In der letzten Stadt des Wullischen Gebietes, Kudschar, blieb M. Park die Nacht über. Die Einwohner dieses Ortes, welche schon zuweilen Weiße gesehen hatten, betrachteten ihn demnach mit Neugier und Ehrfurcht. Sie luden ihn auf den Abend ein, einem Wettkampf beyzuwohnen, welche Einladung er annahm. Die Zeit des Kampfes war da. Es erschienen viele Zuschauer. Sie stellten sich in einen Kreis. In der Mitte befanden sich die Kämpfer, junge starke Leute, die, wie es scheint, von Kindheit an in dergleichen Kampfspielen geübt werden. Sie haben

nichts als ein Paar Beinkleider an. Vorerst salben sie sich den Körper mit Oehl oder Butter, dann nähern sie sich einander auf allen Vieren. Eine Zeitlang weichen sie sich mit den Händen aus, oder halten sie eine Weile still ausgestreckt, bis einer von beyden plötzlich zuspringt, seinen Gegner beym Knie packt, und ihn durch Gewandtheit oder durch List überwältigt. Während die Kämpfer sich herumbalgen, werden sie durch eine Trommel angefeuert, und scheinen sich mit ihren Bewegungen einiger Maßen nach dem Tacte der Musik zu richten. Ist der Kampf vorbey, so folgt ein Tanz von mehrern Personen, welche an Armen und Beinen kleine Schellen tragen.

Abends erhielt M. Park zur Erfrischung ein Getränke, das völlig wie sehr gutes Englisches Bier schmeckte. Er erkundigte sich darnach, wie es zubereitet werde, und erfuhr, zu seiner Verwunderung, daß es wirklich aus gemalzten Korn gebraut werde. Statt des Hopfens, der bey uns ins Bier kommt, um ihm etwas Bitterkeit zu geben, thun sie eine gewisse Wurzel hinein.

Am 12 Dec. gelangte M. Park an einen großen Baum, welchen die Eingebornen Nima Taba nennen. Er gewährte einen sonderbaren Anblick, denn er war mit einer unzähligen Menge Lumpen und klei-

ner Zeugschnitzchen behängt. Warum? dürfte man fragen. Wahrscheinlich deßhalb, um den Wanderer dadurch anzuzeigen, daß in der Nähe Wasser zu finden sey. Die Gewohnheit der Reisenden, an die Zweige dieses Baumes etwas anzuhängen, ist nach und nach zu einer heiligen Gewohnheit geworden, und niemand wagt es jetzt mehr, vorüberzugehen, ohne auch etwas anzuhängen. Mungo Park hieng ein schönes Stück Zeug daran auf.

VII.

Mungo Park kam aus dem Königreiche Wulli, dessen Einwohner er als treuherzige, gefällige Menschen rühmt, in ein neues Land, Bondu genannt Die erste Stadt, die er erreichte, heißt Tallika Wenn hier Carrawanen oder Haufen von Reisenden durchziehen, so pflegen sie sich hier mit Lebensmittel zu versehen und Elfenbein einzukaufen; denn die Tallikaner sind geübte Elephantenjäger und durch die Jagd und den Handel sehr wohlhabend. Mungo Park kehrte bey dem hiesigen Zolleinnehmer ein, und schrieb einige Zeilen an Doctor Laidley, da gerade eine Caravane nach den Gambia gieng, der er den Brief mitgeben konnte. Der Zolleinnehmer entschloß sich, für gute

Bezahlung, Hrn. Park bis nach Fattekonda, der Residenz des Königs, zu begleiten.

Am 14ten Dec. verließen sie Tallika. Ungefähr zwey Meilen mochten sie ruhig fortgeritten seyn, als auf Einmal zwischen zweyen von Mungo Parks Reisegefährten ein heftiger Streit entstand. Der Eine hatte auf die Aeltern des andern geschimpft, und dieß gilt in Afrika für die empfindlichste Beleidigung. Eher vergibt ein Afrikaner Schläge als ein Schimpfwort auf seine Vorfahren. "Schlage mich, aber schimpfe meine Mutter nicht!" ist ein gewöhnlicher Ausdruck bey den Sclaven. Derjenige von der Reisegesellschaft, der auf diese Weise beschimpft worden war, zog seinen Säbel gegen den Beleidiger und würde ihn vielleicht durchbohrt haben, wenn nicht M. Park dazwischen gekommen wäre und Frieden geboten hätte. Der Streit hatte nun zwar ein Ende, aber das Vergnügen der Gesellschaft war doch dadurch auf mehrere Stunden gestört; verdrüßlich ritten alle den ganzen Nachmittag vor sich hin, bis sich die zwey Streiter des Abends wieder ganz aussöhnten. Man übernachtete in einem Dorfe.

Am 15ten Dec. bey Tagesanbruch, nahmen zwey von Parks Reisegefährten

von ihm Abschied, da ihr Weg sie nun nach einer andern Seite führte. Sie beteten viel für seine Sicherheit. An diesem Tage erreichte man die Stadt Kurkarany, wo man ein Paar Rasttage hielt. Am 17ten reißte man weiter. In einem 3 Meilen von hier entfernten Dorfe, Namens Duggi, versah man sich mit Lebensmitteln, die ausserordentlich wohlfeil waren, so, daß man für sechs kleine Stückchen Bernstein ein schönes Rind kaufen konnte. Mungo Park ließ seinen Gefährten in Rücksicht der Kost nichts abgehen, denn er hatte bemerkt, daß bey ihnen sehr viel darauf ankomme, und daß sich ihre Anzahl vermindere oder vermehre, je nachdem die Kost ihnen weniger oder mehr behagte.

Am 18. Dec. gesellten sich mehrere Eingeborne zu Mungo Park, und die Anzahl seiner Gefährten war nun so groß, daß sie nicht befürchten durften, in den Wäldern angefallen und geplündert zu werden. — Die Neger haben eine eigene Art, die widerspenstigen Esel zum Gehorsam zu bringen. Sie spalten nemlich einen Baumzweig, geben dem Esel das gespaltene Ende wie das Gebiß eines Zaums ins Maul, und binden die Enden davon über dem Kopfe wieder zusammen; das ungespaltene Ende hängt also vom Maule nach der Erde herab;

es muß so lang seyn, daß es, wenn das Thier den Kopf sinken läßt, den Boden berührt, folglich wenn es an Steine oder Wurzeln anschlägt, ihm einen heftigen Stoß gegen die Zähne gibt. Der Esel merkt dieses bald, trägt den Kopf aufrecht, und geht sehr ruhig und gravitätisch.

Am 19. Decemb. erreichte man ein grosses Dorf. Hier fand man viele von den Einwohnern in dünnen Flor gekleidet, der besonders von den Frauen geschätzt wird. Zu diesem netten Anzuge paßte übrigens ganz und gar nicht das Betragen der Frauen, so wie diß auch in Europa häufig der Fall ist, wo oft hinter einem schönen Kleide ein schlechter unwissender Mensch versteckt ist. Diese Frauen waren im höchsten Grade roh und zudringlich. Sie versammelten sich wie Mücken um Mungo Park, forderten von ihn mit Unbescheidenheit Bernstein, Corallen und was sie nur bey ihm sahen und wurden so ungestüm, daß er sich durchaus nicht helfen konnte und nachgeben mußte. Sie zerissen ihm den Mantel, schnitten seinem Bedienten die Knöpfe vom vom Rock und trieben dergleichen Unfug mehr. Dieß Betragen war um so auffallender und ärgerlicher, da es sich gerade Frauenzimmer erlaubten, die durch Sanftmuth und Bescheidenheit sich aus-

zeichnen sollten. Um dieser unruhigen und heillosen Geister los zu werden, reißte M. Park schnell weiter, aber ein Schwarm dieser raubsüchtigen Weibsbilder verfolgte ihn noch eine halbe Meile weit.

VIII.

Am 21. Dec gegen Mittag kam M. Park mit seinen Gefährten in Fattekonda, der Hauptstadt von Bondu an. In Afrika gibt es keine öffentlichen Wirthshäuser wie bey uns, sondern die Fremden, wenn sie in einem Orte ankommen, begeben sich auf einen öffentlichen Platz, wo sie so lange warten, bis ein Einwohner die Gastfreundschaft hat, sie in seine Behausung einzuladen. M. Park wurde hier von einem angesehenen Kaufmanne in seine Wohnung gebetten. Kaum war er eine Stunde hier, als auch schon jemand erschien, ihn zum Könige zu holen. Es hieß, er wäre sehr begierig, den weißen Fremdling sogleich zu sehen, wäre er nicht allzumüde, so möchte er doch ohne Verzug zu ihm kommen.

Mungo Park nahm seinen Dollmetscher mit, und folgte dem Bothen. Er führte ihn aber zur Stadt hinaus und immer weiter, über Kornfelder hin. Da fieng M. Park an zu besorgen,, es sey Hinterlist im

Spiele. Er stand daher still, und fragte den Führer, wohin er gehe. Er zeigte ihm darauf eine kleine Strecke davon einen Mann, der unter einem Baum saß und sagte, daß dieß der König sey, der oft an diesem entfernten Orte sich mit Fremden bespreche, um dadurch den Zusammenlauf des Volkes zu verhindern, und daß jetzt niemand zu ihm dürfe als M. Park und sein Dollmetscher. Als M. Park ihm nahe war, nöthigte er ihn, neben sich auf seiner Mattte zum Sitzen. Nachdem er sich von ihm seine Geschichte hatte erzählen lassen, fragte er ihn, ob er Sclaven oder Gold kaufen wolle? Als M. Park darauf erwiederte, daß er weder Sclaven noch Gold noch sonst etwas einkaufen wollte, wunderte sich der König sehr darüber und verlangte, daß er des Abends wieder zu ihm kommen sollte, wo er ihm Lebensmittel geben wollte.

Mungo Park hatte gehört, daß dieser Fürst, Almami genannt, dem Major Houghton unfreundlich begegnet habe und Schuld an einer Plünderung, die er litt, gewesen sey. Daher kam ihm das überaus freundliche Benehmen desselben gegen ihn nicht natürlich vor, sondern er besorgte, daß nichts als Verstellung und List dahinter sey. Er glaubte daher, daß es wohl das Beste seyn dürfte, ihn durch Geschenke zu

gewinnen, und nahm daher beym zweyten Besuche am Abend eine Büchse, Schießpulver, etwas Bernstein, Toback und seinen Sonnenschirm mit. Da er befürchtete, man möchte sein Gepäcke untersuchen, so verbarg er einiges davon unter dem Dache der Hütte, die er bewohnte, und zog seinen besten Rock an, um nicht desselben beraubt zu werden.

Als Mungo Park mit seinem Dollmetscher an den Eingang der eigentlichen Wohnung des Königs kamen, zogen sein Führer und der Dollmetscher, der Sitte gemäß, ihre Fußbedeckungen oder Sandalen aus und der erste rief den Namen des Königs so oft laut, bis ihm von Innen geantwortet wurde. Sie fanden Seine Majestät auf einer Matte sitzen und zwey von seinem Gefolge bey ihm. Er äußerte auch jetzt seine Verwunderung darüber, daß Mungo Park aus bloßer Neugierde die Reise unternehmen könne. Es schien ihm dieß unbegreiflich. Als M. Park sich aber erboth, ihm seinen Mantelsack zu öffnen, und alles, was er bey sich führe, vorzuzeigen, zum Beweise, daß es keine Handelswaaren wären, glaubte er ihm endlich. Er freute sich sehr über dessen Geschenke, besonders aber über den Sonnenschirm, den er immer auf und zumachte, worüber seine

Bedienten, die den Gebrauch dieser wunderbaren Maschiene gar nicht begriffen, sehr erstaunten. Als sich M. Park beurlauben wollte, bath er ihn, noch ein wenig zu bleiben. Nun fing er an auf die Weißen oder Europäer eine Lobrede zu halten, und rühmte besonders ihren Reichthum und ihr gutes Herz. Dabey betrachtete er Parks blauen Rock, bewunderte ihn und schien besonders an den gelben Knöpfen desselben ein großes Wohlbehagen zu finden. Seine Lobrede endigte er mit der Bitte, Mungo Park möchte ihm doch den hübschen Rock schenken, er wollte aus Dankbarkeit ihn bey jeder feyerlichen Gelegenheit anziehen, und jedem, der ihn sehen würde, die Freygebigkeit des Schenkers rühmen. Mungo Park konnte ihm wohl nicht füglich diese Bitte abschlagen. Er zog ruhig seinen besten Rock aus und legte ihn dem Könige zu Füßen.

Den andern Tag mußte Mungo Park wieder zu ihm kommen. Er fand ihn auf seinem Bette sitzen. Der König klagte, daß er krank sey, und wünschte, daß ihm sein weißer Gast, der ein Wundarzt war, zur Ader ließe. Mungo Park machte sogleich die Anstalten dazu. Er band den königlichen Arm, und nahm die Lanzette oder das Instrument heraus, womit man

Adern öffnet. Da verließ auf einmal Seine Majestät der Muth und sie bath, die Operation bis auf den Nachmittag aufzuschieben, indem er sich plötzlich weit besser befände Er ersuchte hierauf seinen Gast, doch bey seinen Frauen einen Besuch abzustatten, die sehr begierig wären, ihn zu sehen Man führte ihn zu ihnen, und kaum war er in den Hof getretten, als ein grosser Schwarm von Weibern sich um ihn drängten; einige bathen um Arzneyen, andere um Bernstein; alle aber wollten sich zur Ader lassen. Es waren ihrer zehen oder zwölf, alle noch jung und schön, und hatten in ihrem Kopfputze viel Gold und Bernsteinkorallen.

Sie spotteten und lachten besonders über Mungo Parks weiße Haut und hervorstehende Nase, und behaupteten, daß beydes erkünstelt sey; die weiße Haut hätte man dadurch hervorgebracht, daß man ihn als Kind in Milch gebadet hätte, und seine Nase wäre so lang gekniffen worden, bis sie diese häßliche, unnatürliche Gestalt hätte annehmen müssen. Sie beschenkten ihn mit einem Krug Honig und etwas Fischen, welches nach seiner Behausung gebracht wurde. Beym Abschiede machte der König seinem weißen Gast ein Präsent mit etwas Gold. Es sey zwar nur eine Kleinigkeit,

sagte er, aber er schenke sie ihm aus ächter Freundschaft.

Am 23. Dec. Morgens verließ M. Park Fattekonda. Nachmittags sagten ihm seine Gefährten, sie wären auf der Grenze zwischen Bondu und Kadschaaga, diese Gegend aber sey unsicher, und man würde wohlthun, wenn man sich nicht eher auf den Weg machte, als bis die Nacht da wäre. Mungo Park befolgte ihren Rath. Er miethete zwey Führer, die die Reisenden durch den Wald bringen sollten, und sobald alles im Dorfe schlief, machten sie sich bey Mondschein auf. Die Luft war ganz stille, das Auge erblickte eine grausende Oede vor sich, wilde Thiere heulten und brüllten; dieß alles machte auf M. Park einen schauerlichen Eindruck. Die Reisenden sprachen nur ganz leise miteinander, und bald zeigte der eine bald der andere auf Wölfe und Hyänen, die wie Schatten von einem Dickicht zum andern schlichen. Gegen Morgen gelangten sie an ein Dorf, Kimmu genannt, und Nachmittags kamen sie in dem Königreich Kadschaaga an.

IX.

Das Königreich Kadschaaga wird von dunkelbraunen, glänzendschwarzen Men-

schen bewohnt, welche Serawullihs heißen. Am 24sten December kam Mungo Park nach Dschohg, der Grenzstadt dieses Reiches. Er kehrte hier bey der ersten obrigkeitlichen Person ein, und fand bey ihr viel Gastfreundschaft. Um zwey Uhr Morgens, am 25. Dec. kam ein Trupp Reiter in die Stadt; sie weckten Mungo Parks Wirth und sprachen mit ihm Serrawullisch; dann stiegen sie ab und gingen nach dem Platze, wo jener sich mit seinen Begleitern gelagert hatte. Einer von den Reitern versuchte es, die Flinte, die neben ihm auf der Matte lag, zu stehlen, bemerkte aber bald, daß er wachte. Nun setzten sich die Fremden bey ihm nieder und blieben bis der Tag anbrach. Mungo Parks Dollmetscher, Johnson, gab durch sein Benehmen bald zu erkennen, daß man nichts Gutes zu erwarten habe. Es dauerte nicht lange, so kamen noch zehn andere Reiter an; sie stiegen ab, und setzten sich zu denen, die vorher angekommen waren. Es mochten ihrer jetzt ohngefähr zwanzig seyn; sie schlossen nun einen Kreis um Mungo Park und jeder hatte seine Flinte in der Hand. Dieser sagte nun seinem Wirthe, daß er die Serawullische Sprache nicht verstehe und daher hoffe, daß die Fremden, wenn sie etwas mit ihm zu verhandeln hätten, Mandigoisch sprechen wür-

den. Dieß geschah. Ein kleiner Mann von ihnen trug ihm nun die Sache in einer weitläuftigen Rede vor. Er sagte, Mungo Park sey in die Stadt des Königs gekommen, ohne vorher den Zoll erlegt, oder dem Könige ein Geschenk gebracht zu haben; nach den Gesetzen des Landes würde daher alles, was er bey sich hätte, Bedienten, Lastthiere und Gepäcke, confiscirt. Sie hätten überdieß Befehl vom Könige, ihn in dessen Residenz, nach Mahna, zu führen, und wenn er sich weigere, ihn mit Gewalt fortzubringen. Bey diesen Worten standen sie alle auf, und fragten ihn, ob er bereit sey. Mungo Park befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Es mit einer solchen Schaar aufzunehmen, wäre vergebens gewesen. Er bath sie daher bloß, sie möchten nur so lange noch warten, bis er sein Pferd gefüttert und sich mit seinem Wirthe abgefunden hätte. Er sprach dann mit dem Wirthe und bath ihn in dieser Sache um seinen Rath. Dieser meinte, Mungo Park sollte nicht zum Könige, weil dieser ihn aller seiner Sachen berauben würde. Mungo Park wendete sich daher an die Leute des Königs. 'Ich habe, sagte er zu ihnen, nicht aus Mangel an Ehrfurcht gegen den König gefehlt, noch um gegen seine Gesetze zu handeln, sondern bloß aus Unwissenheit als

Fremder, der mit den Gesetzen und Gewohnheiten eures Landes gänzlich unbekannt ist. Ich bin in das Gebieth des Königs gekommen, ohne zu wissen, daß ich vorher einen Zoll erlegen muß; aber ich bin bereit, ihn jetzt zu entrichten.' Bey diesen Worten reichte er ihnen zum Geschenk für den König das Gold, welches ihm der König von Bondu gegeben hatte. Sie nahmen es an, bestanden aber darauf, sein Gepäck zu untersuchen. Er machte Vorstellungen dagegen; sie halfen aber nichts. Sie öffneten die Bündel, fanden aber bey weitem nicht so viel Gold und Bernstein, als sie erwartet hatten. Sie nahmen alles, was ihnen gefiel, zankten und stritten sich bis Sonnenuntergang und zogen endlich mit der Hälfte seiner Habseligkeiten von dannen.

Mungo Parks Leuten hatte dieser Vorfall allen Muth geraubt, und sie widerriethen ihm einmüthig, weiter zu reisen. Am andern Tag kam er in große Verlegenheit. Er und seine Begleiter hatten schon am verfloßnen fast nichts gegessen, sie waren ziemlich hungrig, und doch fehlte es ihnen jetzt ganz an Nahrungsmitteln. Ohne Geld konnten sie sich keine verschaffen. Nun hatte wohl Mungo Park noch Bernstein, allein er fürchtete sich, etwas davon sehen zu lassen, weil er besorgte, dieß würde bald

ruchtbar werden und der König würde ihm das wenige, was er versteckt hatte, vollends wegnehmen lassen. Er kam also mit seinen Gefährten überein, daß sie sich den Tag über ohne Essen behelfen und es abwarten wollten, bis sie heimlich Lebensmittel kaufen oder welche erbetteln könnten.

Gegen Abend, als Mungo Park eben ruhig saß und Stroh kauete, ging eine alte Sclavinn mit einem Korbe auf dem Kopfe vorüber, und fragte ihn, ob er schon Mittagbrod gegessen hätte. Er glaubte, sie wolle seiner spotten und gab ihr keine Antwort. Er that dem guten Weibe aber unrecht. Sein Negerjunge, der neben ihm saß, sagte ihr, des Königs Leute hätten seinen Herrn ausgeplündert und ihm keinen Heller Geldes gelassen. Bey dieser Nachricht sah ihn die gutherzige Alte mitleidig an, nahm gleich den Korb vom Kopfe herunter, zeigte ihm, daß Erdnüsse darin wären, und fragte, ob er dergleichen wohl äße. Als er es bejahete, gab sie ihm einige Hände voll und ging fort, ohne ihm Zeit zu lassen, ihr zu danken. Es war eine Kleinigkeit, aber sie that seinem Herzen sehr wohl. So unwissend und arm die Sclavinn auch war, so handelte sie doch menschenfreundlicher und besser, als mancher in Europa, der viel Verstand und ein großes Vermögen hat.

Kaum war die Alte fortgegangen, so erhielt Mungo Park einen Besuch von einem Neffen des Königs von Kasson, wohin er nun reisen wollte. Der gutmüthige Mann, der bey dem Könige von Kadschaaga einige Verrichtungen gehabt hatte, und aus Neugierde den Weißen in Dschogh sehen wollte, wurde durch Mungo Parks Lage sehr gerührt; er both ihm seinen Schutz an und versprach, ihn, wofern er mit ihm den andern Tag abreisen wollte, sicher nach Kasson zu geleiten. Mit Dank nahm er dieses an und machte sich mit seinem Gefolge am 27. Dec. auf den Weg.

X.

Mungo Parks Beschützer — er hieß Demba Sego — hatte eine zahlreiche Begleitung. Als sie Dschohg verließen, waren ihrer 30 und sie hatten sechs beladene Esel bey sich. Als sie einige Stunden ziemlich frohen Muthes geritten waren, kamen sie an einen Baum, nach welchem Parks Dollmetscher, Johnson, oft gefragt hatte. Sie machten Halt, und nun zog dieser ein weißes Huhn hervor, das er zu diesem Zweck in Dschohg gekauft hatte, band es mit den Füßen an einen Zweig und sagte: "Nun können wir sicher fortreiten, es wird uns

nichts übles begegnen." Johnson war aber- gläubisch; daher dieses sein Benehmen. Er glaubte, daß in den Wäldern, durch die man kam, mächtige Geister wären, weiß von Farbe und mit langem fliegenden Haar; das Huhn, sagte er, sey ein Opfer für diese Geister.

Am 28sten December Nachmittags kam man nach einem großen Dorfe, Kayi, das halb auf der Nord- halb auf der Süd- seite des großen Flusses, Senegal, liegt. Etwas höher hinauf ist ein ansehnlicher Wasserfall, wo der Strom über Felsen mit Ungestüm herabstürzt; unten ist er sehr schwarz und tief. Gerade an dieser Stelle sollten die Lastthiere der Reisenden den Fluß passiren; diese gaben deßhalb durch Rufen und einige Flintenschüsse den Einwohnern jenseits des Flusses ein Zeichen. Endlich bemerkten sie sie und brachten einen Nachen für das Gepäck herüber. Das Ufer ist hier mehr als 40 Fuß hoch. Es schien daher unmöglich, das Vieh hinabzubringen; allein die Neger ergriffen die Pferde und ließen sie in einer ausgegrabenen Bahn, die glatt war, beynahe senkrecht hinabgleiten. Ihnen folgten die Menschen. Der Fährmann, oder derjenige, der die Fährte lenkte, nahm einige Pferde am Strick ins Wasser, und ruderte mit dem Nachen etwas vom Ufer ab,

worauf ein allgemeiner Angriff auf die übrigen Pferde geschah. Diese, von allen Seiten gedrängt und gestoßen, stürzten sich alle in den Strom, und folgten den Vorausschwimmenden. In Zeit von funfzehn Minuten waren alle auf der andern Seite. Desto mehr Mühe kostete es, die widerspenstigen Esel hinüber zu bringen; erst nach vielen Stößen und Schlägen wagten sie sich ins Wasser, und kaum waren sie in der Mitte des Flusses, so kehrten vier davon um, troß aller Mühe, die man anwandte, sie vorwärts zu treiben. Drey Stunden dauerte es, ehe alles hinüber war. Nun erst kam ein Canot (ein kleines Fahrzeug) um Mungo Park und seinen Beschützer zu holen. Es war ein mißliches Fahrzeug, welches bey der leichtesten Bewegung umschlagen konnte. Des Königs Neffe bekam Lust, in eine zinnerne Büchse zu sehen, die dem Mungo Park gehörte und im Vordertheile des Canots stand. Als er die Hand danach ausstreckte, kam das Fahrzeug aus dem Gleichgewicht und schlug um. Glücklicher Weise befanden sich die Hinüberschiffenden noch nicht weit vom Ufer, und konnten es ohne viele Schwierigkeiten wieder erreichen. Nachdem sie das Wasser aus ihren Kleidern gerungen hatten, setzten sie sich bald wieder ein, und landeten bald in Kasson.

XI.

Kaum waren sie in Kasson ausgestiegen, als Demba Sego, Mungo Parks Beschützer ihn um eine Belohnung für das sichere Geleite, das er ihm gegeben habe, ansprach. Mungo Park fand dieses Benehmen sonderbar, besonders da Demba Sego wußte, daß derselbe in Dschohg ausgeplündert worden sey; indeß gab er ihm 7 Stücke Bernstein und etwas Toback, womit er zufrieden schien. Man reißte nun nach dem Orte Tisi, wo Demba Sego wohnte. Hier ward Mungo Park in dessen Hütte aufgenommen. Den andern Tag, am 30sten December, führte Demba ihn zu seinem Vater Tiggity Sego, Bruder des Königs von Kasson, der ihn mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, ihm aber auch nicht glauben wollte, daß er aus bloßer Neugierde diese Länder bereise. Er sagte, Park müßte schlechterdings nach Kuniakary gehen, wo der König residire, um diesem Fürsten seine Aufwartung zu machen. Des Nachmittags entlief einer seiner Sclaven. Es entstand ein allgemeiner Tumult darüber. Jeder der ein Pferd hatte, ritt in die Wälder, in der Hoffnung, den Entlaufenen zu fangen. Nach einer Stunde kamen die Reiter alle zurück und brachten auch den

entlaufenen Sclaven. Er wurde gewaltig gestäupt, und dann in Fesseln gelegt.

Die Einwohner von Tisi haben Vieh und Getreide im Ueberfluß. Dessen ungeachtet sind sie in ihren Speisen nichts weniger als delikat. Ratzen, Maulwürfe, Schlangen, Heuschrecken und dergleichen mehr, werden von Hohen und Niedern gegessen Mungo Parks Leute wurden einmal zu einem Feste eingeladen, und nachdem sie tüchtig von einem Gerichte, das sie für Fische hielten, gegessen hatten, fand einer ein Stück harte Haut darin, und brachte es mit nach Hause, um seinem Herrn zu zeigen, welche Art von Fisch sie gegessen hätten. Bey einer nähern Untersuchung fand sich, daß sie eine große Schlange geschmaußt hatten. Vielleicht war sie giftig. Dieß verschlug aber nichts; denn das Schlangengift ist nur dann tödtend, wann es in eine Wunde kommt; trinkt oder ißt man es, so ist es nicht gefährlich. In Tisi herrscht auch die eigene Sitte, daß Frauen keine Eyer essen dürfen.

Tigitty Sego, Statthalter von Tisi, besorgte in diesem Jahre Getreidemangel. Er hatte daher, kurz vor Mungo Parks Ankunft, in die benachbarten Dörfer umhergeschickt, um für die Einwohner der Stadt auf ein ganzes Jahr Lebensmittel, theils erbetteln, theils einkaufen zu lassen. Am 4ten

Januar 1796 sollte der ganze zusammengebrachte Vorrath nach Tisi geführt werden. Mungo Park, der sich noch immer in dieser Stadt aufhielt, ging dem Zuge, der den Proviant brachte, entgegen. Er bestand aus 400 Mann, die in einer gewissen Ordnung marschirten; jeder trug einen Kürbiß voll Korn oder voll Erdnüsse auf dem Kopfe. Vor ihnen gieng eine starke Bedeckung von Schützen, auf welche acht Sänger folgten. So wie sie sich der Stadt näherten, fingen diese an zu singen. Unter dem Jauchzen des Volkes erreichten sie Tiggitys Haus, wo die Ladung in Verwahrung gebracht wurde. Den Abend versammelten sie sich unter einem Baume, und brachten die Nacht mit Tanz und andern Belustigungen hin.

Mungo Park hatte dem Demba Sego zu einer Unternehmung sein Pferd geliehen; er bekam es erst den 8ten Januar zurück, und war herzlich froh, daß er nun nicht länger warten mußte, sondern seine Reise fortsetzen konnte. Er ging noch einmal zu Tiggity, um ihm zu melden, daß er den nächsten Tag nach Kuniakary gehen wolle. Er glaubte nicht anders, als daß ihn dieser freundlich entlassen würde. Aber wie sehr irrte er sich. Der alte Mann ließ ihm merken, daß er nicht eher an seine Abreise denken könnte, als bis er ihm die Ab-

gaben entrichtet, die er von jedem Reisenden erhebe, auch sagte er ihm, daß er etwas mehr von ihm zur Erkenntlichkeit für die gute Aufnahme in Tisi erwarte. Am nächsten Morgen kam sein Sohn, Demba Sego, mit einem beträchtlichen Gefolge zu Mungo Park, um die Geschenke für Tiggity in Empfang zu nehmen. M. Park gab ihm 7 Stücke Bernstein und eben so viele Rollen Toback. Nachdem er sie eine Weile gleichgültig angesehen hatte, legte er alles hin und sagte: dieß wäre kein Geschenk für einen so bedeutenden Mann wie Tiggiti Sego, der es in seiner Gewalt hätte zu nehmen was ihm gefiele, wenn M Park daher ihm kein ansehnlicheres Geschenk machen wollte, so würde er sein ganzes Gepäcke zu seinem Vater bringen lassen, damit er sich daraus wählen könnte, was ihm beliebte. M. Park hatte nicht Zeit zu antworten, denn Demba und seine Leute öffneten sogleich seine Bündel, streueten alles auf dem Boden umher und nahmen, was ihnen gefiel; unter andern nahm Demba die zinnerne Büchse, die schon bey der Ueberfahrt über den Fluß ihm so aufgefallen war. Der von neuem geplünderte M. Park raffte die zerstreuten Ueberbleibsel seiner Habe zusammen, und fand, daß man ihm gerade wieder die Hälfte genommen habe.

Seinen Gefährten sank der Muth. Um ihn wieder zu beleben, kaufte er ein Schaf, welches sie zum Mittage verzehrten. Am 10. Januar reißten sie weiter.

XII.

Noch an diesem Tag näherten sie sich der Stadt Dumbo, woher einer von Mungo Parks Reisegefährten, ein Schmidt, gebürtig war. Der Bruder desselben, der seine Ankunft erfahren hatte, wollte ihn, der nun bereits vier Jahre von seiner Vaterstadt abwesend war, feyerlich empfangen. Er kam ihm daher mit einem Sänger entgegen, brachte ihm ein Pferd, und bath die übrigen, ihre Flinten zu laden und sie späterhin dem Ankommenden zu Ehren loszufeuern. Der Sänger ging voran; ihm folgten die zwey Brüder, und bald waren sie von einer Menge Volks umgeben. Sie freuten sich ungemein, ihren alten Bekannten wieder zu sehen, sangen und sprangen auf eine unbändige Weise. So wie sie in die Stadt eintraten, begann der Sänger ein Lied, zum Lobe des Heimgekehrten; er rühmte seinen Muth, mit welchen er die Schwierigkeiten der Reise überwunden habe, und endigte damit, daß er seine Freunde ermahnte, reichlich Lebensmittel für ihn herbeyzuschaffen.

Als man an des Schmidts Wohnung kam, stieg man ab und feuerte die Flinten los. Es war sehr rührend, den Empfang des Heimkehrenden von seinen Verwandten anzusehen. Sie frohlockten alle über ihr Wiedersehn. Mitten unter dem Frohlocken ward des Schmidts alte Mutter, auf einen Stab gelehnt, herbeygeführt. Jeder machte ihr Platz und sie reichte zum Willkommen ihrem Sohn die Hand. Sie war völlig blind, streichelte ihm Hände, Arme und Gesicht, und schien sehr glücklich, ihn in ihren letzten Tagen noch um sich zu haben, und den süßen Klang seiner Stimme zu hören.

Während diesen Freudenbezeugungen hatte sich Mungo Park etwas abwärts an einer Hütte niedergesetzt, und alles war mit dem Schmidt so sehr beschäftigt, daß ihn lange niemand bemerkte. Als endlich sich jeder gesetzt hatte, wünschte des Schmidts Vater, zu hören, wie es ihm unterdeß ergangen sey. Es ward also Stillschweigen gebotten und der Schmidt hob seine Erzahlung an Am Ende derselben erwähnte er häufig des Mungo Park und rühmte sehr seine Güte gegen ihn; dann zeigte er nach dem Platze hin, wo dieser saß und rief: affille ibi firing! Seht da sitzt er! In diesem Augenblicke waren alle Augen auf ihn gerichtet. Einige

Frauen und Kinder geriethen in Sorgen, einem Menschen von so ungewöhnlicher Gestalt so nahe zu seyn. Allmählich aber verschwand ihre Furcht. Einige wagten es, das Zeug seines Kleides zu untersuchen, andere hingegen trauten ihm noch nicht so bald, sondern, wenn er sich bewegte oder die Kinder ansah, liefen die Mütter in größter Eil mit ihnen davon. Nach wenigen Stunden waren sie jedoch bekannter mit einander. Mit diesen guten Leuten verlebten M. Park anderthalb Tage in Freude und bey mancherley Lustbarkeiten. Am 14. Jannuar kam er in Kuniakary, der Hauptstadt von Kasson, an.

XIII.

Am 15. Januar 1796 begab sich Mungo Park mit seinen Reisegefährten zum Könige von Kasson. Der Zulauf des Volkes war so groß, daß sie kaum durchkonnten. Sie fanden den Fürsten in einer großen Hütte auf einer Matte sitzen; er schien ohngefähr 60 Jahre alt zu seyn. Durch seine Tapferkeit im Kriege und sein leutseliges Betragen im Frieden hatte er sich bey seinen Unterthanen sehr beliebt gemacht. Er betrachtete den M. Park mit vieler Aufmerksamkeit und versprach ihm zu seiner weite-

ren Reise behülflich zu seyn. Er habe, sagte er, dem Major Houghton gesehen und ihm ein weißes Pferd geschenkt, aber jenseits des Königreichs Kaarta sey er von den Mauren, einem Afrikanischem, raubsüchtigen Volke umgebracht worden.

Mungo Park schickte dem Könige einige kleine Präsente, die dieser mit Wohlgefallen annahm und ihm dafür mit einem großen weißen Ochsen ein Gegengeschenk machte.

Der weitern Reise des Mungo Park stellten sich jetzt viele Hindernisse in den Weg. In den benachbarten Ländern, durch die er reisen mußte, waren Kriege ausgebrochen, die die Straßen höchst unsicher machten. Der König widerrieth ihm daher die Fortsetzung seiner Wanderungen Allein Mungo Park verlor den Muth nicht, und beschloß, troß den Gefahren, immer weiter zu reisen. Nicht weit von der Residenzstadt des Königs wohnte ein reicher Afrikanischer Kaufmann, der dem Doctor Laidley am Gambia einige Summen schuldig war; diese Schulden sollte Mungo Park für sich heben; der Kaufmann bezahlte sie ihm auch wirklich in Goldstaub. Mungo Park hielt sich noch einige Tage in der gedachten Stadt auf. Während der Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß er von einem Kaufmanne eine große Menge Goldes erhalten hätte, und

am 23sten Januar kam der Sohn des Königs mit einem Trupp Reitern zu ihm, und verlangte mit aller Strenge, ihm genau die erhaltene Summe anzugeben, weil er die Hälfte davon dem Könige geben müßte, ausserdem erwarte er für sich, als Sohn des Königs, und für seine Begleiter, als Verwandte desselben, noch besondere Geschenke. Diese Forderungen waren für M. Park sehr kränkend, allein er wollte ihnen schon nachgeben, als der Kaufmann, von dem er das Geld erhalten hatte, sich ins Mittel schlug und des Königs Sohn überredete, sich mit einigen Europäischen Waaren, etwas Pulver und Kugeln zu begnügen, welches denn auch geschah.

Am 26sten Januar bestieg Mungo Park einige Meilen von Kuniakary einen Berg. Von dem Gipfel desselben erblickte er vor sich eine ziemliche Anzahl von Städten und Dörfern und große Strecken bebauten Landes rund umher; dieß alles gewährte die reitzendste Aussicht und übertraf alles, was unser Reisende bis jetzt in Afrika gesehen hatte. Auf dem felsichten Gipfel dieses Berges gab es Schluchten und Höhlen, wo die Wölfe und Hyänen den Tag über sich verbergen. Einige von diesen Thieren schlichen sich am 27sten Abends nach einem Orte, Sulo, herein; die Hunde im Dorfe kün-

digten ihre Annäherung an, und zwar nicht durch Bellen, sondern durch ein entsetzliches Geheul. Sobald die Einwohner dieses hörten, wußten sie schon, was vorgieng; sie bewaffneten sich, und gingen mit Bündeln trocknen Grases auf den umzäunten Platz mitten im Dorf, worein das Vieh die Nacht getrieben wird; hier zündeten sie das Gras an, und liefen, indem sie die brennenden Büschel hin und her schwenkten, mit Geschrey und Lärmen nach dem Hügel zu. Dieses Mittel that gute Wirkung; die Wölfe wurden zurück gescheucht; sie hatten aber doch schon fünf Stück Vieh getödtet, und noch mehr angefallen und zerfleischt.

Am 2ten Februar, früh Morgens, reißte Mungo Park weiter, immer dem Königreiche Kaarta zu. Der König gab ihm als Wegweiser und Beschützer bis an die Grenze zwey Reiter mit.

XIV.

Am 12ten Februar fanden die Reisenden an der Landstrasse eßbare Baumfrüchte, die sie pflückten. Dieß that auch Mungo Park, entfernte sich aber dabey etwas von seinen Gefährten. Er wußte nicht, ob sie vor oder hinter ihm wären. Um dieß zu erfahren, eilte er nach einer Anhöhe, um sich

von da aus nach ihnen umzusehen. Eben wollte er hinauf, als er etwas erblickte, was ihn stutzig machte. Es kamen nemlich zwey Neger mit Flinten zu Pferde im Galopp gesprengt. Er stand, so wie er ihrer ansichtig wurde, still, sie thaten dasselbe, als sie ihn erblickten. Sowohl er als sie schienen gleich verwundert und verlegen Endlich faßte Mungo Park ein Herz, und gieng auf sie zu. So wie sie dieß sahen, jagte der eine in größter Eile davon, der andere aber stand vor Schrecken gleichsam versteinert da, hielt die Hände vor die Augen und murmelte einige Gebete her, bis sein Pferd, vielleicht ohne daß er es selbst wußte, umdrehte und seinen Gefährten langsam folgte. Eine Meile westwärts begegneten sie Mungo Parks Begleitern und erzählten ihnen die Wundergeschichte. Sie hätten, sagten sie, bey der obengenannten Anhöhe ein furchtbares Gespenst mit einem fliegenden Gewande gesehen, und einer von ihnen versicherte, daß, als dieses Gespenst, das niemand anders war als Mungo Park, ihnen erschienen sey, so hätte ein kalter Windstoß von oben auf ihn herab geweht und es sey ihm gewesen, als würde er mit kaltem Wasser übergossen.

An diesem Tage Nachmittags langte Mungo Park in der Hauptstadt des Königreiches Kaarta an. Er verfügte sich mit

seinen Gefährten sogleich nach des Königs Wohnung. Sie wurden aber von einer so ungeheuern Menge von Neugierigen umringt, daß Mungo Park es nicht wagte, vom Pferde zu steigen, sondern sich bey dem Könige durch ein Paar Männer anmelden ließ. Diese kamen bald zurück mit der Nachricht, daß der Fürst ihn noch diesen Abend sprechen wolle. Es wurde ihm sogleich eine Wohnung angewiesen und Anstalten getroffen, daß das herbeyströmende Volk ihm nicht zur Last fallen könne. Man führte ihn in einen Hof, an dessen Eingang ein Mann mit einem Stabe hingestellt wurde, der das Zudringen des Pöbels verhindern sollte. Allein dieses half nichts. Kaum hatte Mungo Park sein bequemes Quartier eingenommen, als auch das Volk, das durchaus nicht abzuwehren war, hinein drang. Die Hütte war gepfropft voll, und wenn sich ein Haufen satt gesehen hatte, so machte er einem andern Platz.

XV.

Kurz vor Sonnenuntergang schickte der König zu Mungo Park und ließ ihm sagen, daß er jetzt Zeit habe und ihn zu sehen wünsche. Mungo Park begab sich sogleich zu ihm. Er fand ihn von einem großen Gefolge um-

geben. Alles saß in größter Ordnung. Die Krieger saßen dem Könige zur Rechten, die Frauen und Kinder zur Linken. Mungo Park setzte sich vor ihm auf die Erde und erzählte ihm die Veranlassung und Absicht seiner Reise. Er schien damit wohlzufrieden zu seyn und bedauerte nur, daß er ihm bei seiner weitern Reise nicht behülflich seyn könne, indem er mit einem benachbarten Lande in einen Krieg verwickelt sey. Ueberhaupt meinte er, sollte M. Park nicht weiter reisen, weil er, unter diesen kriegerischen Umständen, leicht unglücklich werden könnte. Auch in seinem Lande sollte er nicht lange bleiben, denn der Feind rücke heran und M. Park könnte dabey einen Unfall leiden, und die Landsleute desselben dürften dann leicht glauben, er habe einen Weißen umgebracht. So freundschaftlich und gut dieser Rath auch war, so hatte doch M. Park nicht die geringste Lust, wieder umzukehren, sondern er beschloß, gehe es auch wie es wolle, seine Reise fortzusetzen. Des Abends schickte ihm der König ein schönes Schaf zum Geschenk, das ihm und seinen Gefährten sehr willkommen war, da keiner von ihnen den Tag über etwas gegessen hatte. Den folgenden Tag, am 13ten Februar, schickte M. Park als Gegengeschenk dem Könige seine Pistole und ließ ihm

melden, daß er noch heute abzureisen und von ihm einen Begleiter zu erhalten wünsche. Nach einer Stunde ließ der Fürst ihm für das überschickte Präsent danken und sandte ihm acht Reuter, die ihn bis nach einem Orte Dscharra, geleiten sollten. Er brach gleich auf und drey Söhne des Königs waren so gefällig, ihn mit zwey hundert Reitern eine Strecke weit zu begleiten.

XVI.

Diesen Tag übernachtete man in einem Dorfe, Mareina genannt. In der Nacht brachen Diebe in die Hütte ein, in der M. Parks Gepäcke lag, schnitten eines seiner Bündel auf und stahlen ihm viel Korallen, einen Theil seiner Kleidungsstücke und etwas Bernstein, deßgleichen Gold. Der Bestohlene beklagte sich darüber bey seinen Beschützern, richtete aber nichts aus.

Den 14 Februar Nachmittags um 4 Uhr erblickten die Reisenden in einer kleinen Entfernung von der Straße zwey Neger in einem Gebüsche sitzen. Des Königs Leute hielten es für ausgemacht, daß es entlaufene Sclaven wären, zogen den Hahn ihrer Flinten auf, und sprengten an verschiedenen Seiten durch die Büsche um sie zu umringen und sie gefangen zu nehmen. Die

Neger ließen sie ruhig bis auf einen Bogenschuß herankommen, dann nahm jeder eine Handvoll Pfeile aus dem Köcher; zwey nahmen sie in den Mund, einen legten sie auf den Bogen und winkten ihren Verfolgern nun, nicht näher zu kommen „Sagt, wer ihr seyd?“ riefen ihnen des Königs Leute zu. — Wir sind Einwohner von einem nahen Dorfe, Turda, antworteten sie, und sind hierher gekommen, um Beeren zu sammeln. Sie zeigten ihnen nun einen großen Korb voll eingesammelter Beeren, die klein und mehlig waren, eine gelbe Farbe und einen köstlichen Geschmack haben. Die Neger heißen sie Tomberong; nach dem berühmten Botaniker Linne aber hat die Pflanze, an welcher diese Beeren wachsen, den Namen Rahmnus lotus. Die Neger bereiten aus denselben eine Art von Brod. Die Frucht muß einige Tage in der Sonne liegen, dann wird sie gelinde in einem hölzernen Mörser gestoßen, bis der mehlige Theil desselben vom Kerne abgelöst ist. Dieses Mehl wird mit etwas Wasser vermischt und kleine Kuchen daraus gemacht, die an der Sonne trocknen müssen, und dann an Geruch und Geschmack dem besten Nürnberger Pfefferkuchen oder Lebkuchen gleichen.

Abends kamen die Reisenden nach dem Dorfe Turda, wo des Königs Leute bis auf zwey unsern M. Park verließen. Diese zwey sollten ihn bis nach Dscharra begleiten.

Am 16ten Februar schlief M. Park in einer ansehnlichen Stadt Foningkodi bey einem Kaufmanne auf einer Rindshaut hinter der Thüre seiner Hütte. Nachmitternacht, ungefähr um zwey Uhr, wurde er durch ein allgemeines Lärmen und Laufen der Einwohner aus dem Schlafe geweckt. Anfangs glaubte er, ein feindliches Heer sey in der Stadt eingefallen und rief seinem Jungen zu. Allein dieser war nicht gleich bey der Hand. Die Furcht hatte ihn so sehr überwältigt, daß er in voller Angst eilig auf das Dach geklettert war. Auf die Frage: was es gebe? erhielt M. Park zur Antwort, es kämen Mauren, um Vieh zu rauben. Er kletterte nun auch auf ein Dach und sah eine große Menge Hornvieh auf die Stadt zukommen, welches fünf Mauren zu Pferde und mit Flinten bewaffnet vor sich hertreiben. Als sie an die Brunnen kamen, die dicht vor der Stadt sind, suchten sie sich sechzehn Stücke des schönsten Viehes aus, und jagten damit in vollem Gallopp davon. Hätten die Einwohner nur etwas Muth gehabt, so wäre dieß sicher nicht geschehen; denn es standen ihrer wohl

500 dicht an der Stadtmauer, gar nicht weit von den Räubern, und doch leisteten sie keinen Widerstand. Bloß vier Mann von ihnen feuerten ihre Flinten ab, aber da sie mit schlechtem Pulver geladen waren, das die Neger selbst gemacht hatten, thaten sie keine Wirkung.

Bald darauf brachte man unter einem großen Zulaufe von Volk auf einem Pferde einen jungen Mann langsam nach der Stadt. Es war ein Hirte, der einen Speer nach den Räubern geworfen hatte, aber dafür von einem derselben verwundet worden war. Seine Mutter ging, außer sich vor Betrübniß, voran; sie schlug die Hände zusammen und zählte ihres Sohnes gute Eigenschaften auf. Als der Verwundete zum Thor hereingetragen wurde, rief die trostlose Mutter einmal übers andere: J maffo fonio abada! (Nie hat er gelogen, nein, nie!) Ein Zeichen, daß selbst dieses ungebildete Volk das Lügen für etwas sehr Schändliches, Wahrheitslieb hingegen für eine der lobenswerthesten Tugenden hält. Der Verwundete ward in seiner Hütte auf eine Matte gelegt, und alle Anwesende beklagten sein Schicksal, schrien und heulten auf eine jämmerliche Weise.

Nachdem sich der Schmerz der Anwesenden gemildert hatte, bathen sie den Mungo

Park, er möchte doch die Wunden des Unglücklichen untersuchen. Dieß that er und fand, daß die Kugel, die ihn getroffen hatte, gerade durchs Bein gegangen war und beyde Knochen ein wenig unterm Knie zerschmettert hatte. Der arme junge Mensch war durch einen starken Blutverlust ohnmächtig geworden und sein Zustand war so mißlich, daß M. Park seinen Verwandten wenig Hoffnung geben konnte; um aber doch das Möglichste zu versuchen, sagte er ihnen; das Einzige, was geschehen könne; sey, ihm das Bein über dem Knie abzunehmen. Dieser Vorschlag erregte Grausen; nie hatten sie von einer solchen Operation gehört und wollten auf keine Weise darein willigen; sie sahen M. Park als eine Art von Menschenfresser an und übergaben den Patienten der Sorgfalt eines andern. Noch an demselben Abend starb er.

XVII.

Gleich am Anfange dieser Reisebeschreibung wurde eines Majors Houghton erwähnt, der von der Afrikanischen Gesellschaft in London nach Afrika geschickt worden war, um, wie M. Park, das Innere desselben besonders die Gegenden am Gambia hinauf zu bereisen und der gedachten Gesellschaft davon nähere

Kentniß zu verschaffen. Er war aber nicht zurückgekehrt und man zweifelte nicht, daß er irgendwo umgekommen sey. Am 18. Februar kam M. Park in ein Dorf, Simbing genant, wo Houghthon den letzten Brief mit Bleystift an Dr. Laidley geschrieben hatte. In Ludamar erfuhr M. Park etwas Näheres von ihm. Der brave unglückliche Mann ward bey seiner Ankunft in Dscharra mit einigen Maurischen Kaufleuten bekannt, die, um Salz zu kaufen, zehn Tagereisen weit von dort nach einem Orte Tischiht wollten. Für eine Flinte und etwas Toback wollten sie ihn mit sich dorthin nehmen. Er traute ihnen zuviel. Kaum war er ein Paar Tage in ihrer Gesellschaft gereist, als er anhndete, daß sie die Absicht hätten, ihn zu plündern. Er bestand daher darauf nach Dscharra zurück zu kehren, und da er auf seinem Entschlusse beharte, nahmen ihm die Mauren alles weg, was er bey sich hatte und gingen mit ihren Kamehlen davon. Der arme Verlassene kehrte nun zu Fuße zurück bis zu einem Maurischen Tränkplatz, Namens Tarra. Er hatte mehrere Tage ohne Speise zugebracht, und da die hartherzigen Mauren ihm durchaus nichts zu essen geben wollten, so unterlag er endlich seinen Drangsalen. Ob er nun wirklich durch Hunger umgekommen oder von den

rohen Mahomedanern geradezu ermordet worden ist, bleibt ungewiß. Sein Leichnam ward in die Wälder geschleppt und in der Entfernung zeigte man dem M. Park den Ort, wo er gelegen hatte.

XVIII.

Am 18ten Februar kam M. Park in Dscharra an. Diese Stadt ist groß, und liegt am Fuße eines felsigen Hügels. Die Häuser sind von Steinen und Lehm gebaut, der Statt Mörtel gebraucht wird. Die meisten Einwohner sind Neger. Bey M. Parks Ankunft in dieser Stadt nahm ihn ein Afrikanischer Kaufman vom Gambia in seine Wohnung auf. Dieser Mann war dem Dr. Laidley schon seit 5 Jahren einige Summen schuldig; er sollte sie an M. Park bezahlen. Er versprach ihm so viel zugeben als ihm möglich wäre, auch half er ihm, seine Korallen und den Bernstein gegen Gold umzusetzen, weil dieses bequemer fortzubringen, und vor den Mauern leichter zu verbergen sey.

Die Gefahr, von den Mauren gefangen und als Sclave verkauft zu werden, wurde mit jedem Tage größer. Mungo Parks Begleiter erklärten, sie wollten lieber alle Belohnung für ihre bisher geleisteten

Dienste fahren lassen, als ihn noch einen Schritt weiter nach Osten begleiten. Mungo Park bath in dieser Noth seinen Wirth, daß er ihm bei dem Fürsten Ali die Erlaubniß auswirken möchte, durch seine Länder nach Bambarra reisen zu dürfen. Es ward ein Bothe an Ali abgeschickt, welcher zu dieser Zeit sich mit einem Heere in einem Lager nahe bey dem Orte Benaum befand. M. Park schickte ihm als Geschenk fünf Kleider von Baumwollenzeug, die er für eine Vogelflinte von seinem Wirthe eingehandelt hatte. Es vergingen viele Tage, bis die Sache in Richtigkeit kam. Am 26ten Febr. Abends, kam endlich ein Sclave von Ali, der, seiner Versicherung nach, den Auftrag hatte, Mungo Park sicher nach einem Orte Gumba zu bringen; doch vergaß er nicht hinzuzusetzen, daß er ihm für seine Mühe ein blaues baumwollenes Kleid schenken müßte. Als sein treuer Negerjunge sah, daß er nun ohne ihn reisen sollte, entschloß er sich, ihn zu begleiten und sagte, daß er nie auf den Einfall gekommen wäre, ihn zu verlassen, wenn nicht Johnson ihn dazu verleitet hätte. M. Park gab diesem Johnson, der nach dem Gambia zurückkehren wollte, seine wichtigsten Papiere, um sie den Dr. Laidley zu bringen, der Sicherheit wegen behielt er eine Abschrift davon zurück.

Am 27sten Februar reißte endlich M. Park von Dscharrah ab und den 1sten März kam er in Dina an, welches eine große Stadt ist. Ein Neger nahm ihn in seiner Hütte auf. Diese wurde bald von Mauren umringt. Diese Kerle behandelten unsern Reisenden auf die unverschämteste Weise; sie lärmten, zischten und schimpften ihn aus, ja ihre Ungezogenheit ging so weit, daß sie ihm ins Gesicht spieen. Dieß alles thaten sie in der Absicht, ihn zum Zorne zu reitzen, damit sie dann einen guten Vorwand hätten, ihn zu plündern. Da aber M. Park ganz gelassen blieb und ihre Beschimpfungen nicht erwiederte, so suchten sie auf eine andere Weise ihm beyzukommen. Sie sagten nemlich, daß er ein Christ sey, und daß daher alles, was er besäße, eine rechtmäßige Beute der Rechtgläubigen oder Mahomedaner sey. Dem zu Folge öffneten sie seine Bündel, und nahmen ihm alles weg, was ihnen gefiel. Da seine Begleiter sahen, daß jeder ihn ungestraft plündern könne, so bestanden sie darauf, nach Dscharrah zurückzukehren. Am nächsten Morgen, den 2ten März, gab er sich alle Mühe, seine Leute zu bereden, weiter mit ihm zu gehen, aber vergebens, sie wollten sich dazu nicht entschliessen und Mungo Park nahm sich daher vor, allenfalls allein weiter zu reisen.

Am folgenden Morgen, um zwey Uhr, machte er sich wirklich auf den Weg. Der Mond schien, und es war daher gut zu gehen; allein ringsherum erscholl ein schauriges Brüllen wilder Thiere, welches den einsam Wandernden nöthigte, bey jedem Schritt aufmerksam um sich herzuschauen. Als er ohngefähr eine halbe Meile von der Stadt eine kleine Anhöhe erreicht hatte, hörte er hinter sich herrufen. Er sah sich um, und erblickte — seinen treuen Negerjungen, welcher ihm sagte, er möchte doch ein wenig verweilen, weil er hoffe, im Stande zu seyn, einen Neger zu bereden, Mungo Park noch weiter zu begleiten. Dieser wartete und nach einer Stunde kam sein Junge mit dem Neger wirklich an. Zu Mittage erreichte man einige verlassene Hütten. Man war sehr durstig, und da man vermuthete, daß nicht weit von diesen Hütten Wasser zu finden seyn werde, so schickte Mungo Park seinen Jungen hin, um welches aufzusuchen und herbeyzuholen. Der Junge ging ab, kam aber bald voll Schrecken eiligst zurückgelaufen. Als er nach dem Wasser suchte, hörte er in der Nähe das Gebrüll eines Löwen, dieß nöthigte ihn, schnell ein kehr dich um! zu machen und sein Heil in der Flucht zu suchen. Die Reisenden mußten also weiter marschieren, ohne ihren Durst gestillt zu haben.

XIX.

Am 6ten März langte Mungo Park in einem Negerdorfe, Sami, an, wo er von einem vornehmen Einwohner gastfrey aufgenommen wurde. Ihm zu Ehren schlachtete man gleich zwey schöne Schafe, die trefflich schmeckten. Er befand sich in der Gesellschaft der guten Neger, die nicht so raubsüchtig sind als die Mauren, sehr wohl und glaubte nun, alle Gefahren von Seiten der Mauren glücklich überstanden zu haben. Aber wie sehr irrte er sich! Es trat auf einmal ein Trupp Mauren in die Hütte. Sie sagten ihm die schrecklichen Worte, daß sie von dem Fürsten Ali hergeschickt worden wären, um ihn nach dessen Lager bey Benaum zu bringen. Wenn er ihnen dahin gutwillig folgte, so sollte ihm nichts zu Leide geschehen, weigerte er sich aber, mit ihnen zu gehen, so hätten sie Befehl, Gewalt zu gebranchen. Mungo Park war vor Erstaunen und Schrecken stumm. Die Mauren bemerkten dieß, und suchten, ihn zu beruhigen. Er hätte nichts zu besorgen, sagten sie, die einzige Ursache, warum er ihn bey sich im Lager zu haben wünsche, wäre seine Frau, Fatima, die sehr begierig sey, einen Christen zu sehen. Mungo Park sah, daß all sein Bitten und sein Wi-

verstand nichts helfe, er nahm daher von seinem guten Wirthe einen rührenden Abschied und folgte den Abgesandten des Ali. Sein treuer Junge begleitete ihn, sein zweyter Gefährte aber, der Neger, war, so wie er die Mauren erblickte, eiligst davon gelaufen.

Am eilften März kam Mungo Park in dem Orte Dina an, wo er einem von Alis Söhnen seine Aufwartung machte. Er fand ihn in Gesellschaft von fünf oder sechs Personen in einer niedrigen Hütte; sie wuschen sich alle Hände und Füße und spülten sich den Mund mit Wasser aus. Kaum hatte sich Mungo Park gesezt, so reichte des Königs Sohn ihm eine doppelläufige Flinte und sagte ihm, er sollte den Schaft blau färben, und das eine Schloß ausbessern. Das war denn freylich zu viel verlangt von M. Park, der in dergleichen Sachen keine Geschicklichkeit besaß. Er hatte viele Mühe, dem Prinzen begreiflich zu machen, daß er davon nichts verstehe. Das behagte demselben nicht. "Wenn Du mir meine Flinte nicht ausbessern kannst, sagte er, so sollst Du mir einige Messer und Scheren geben." Als sein Junge, der den Dollmetscher machte, ihm versicherte, daß sein Herr dergleichen nicht hätte, ergriff er schnell eine Flinte, die neben ihm stand, spannte den Hahn und

legte an, so daß die Mündung hart an des Jungen Ohr kam. Er würde ihn sicher auf der Stelle todt geschossen haben, wenn die Mauren ihm nicht die Flinte aus der Hand gewunden, und dem Mungo Park nebst seinem Jungen zugewinkt hätten, sich zu entfernen. Und so kamen beyde glücklich davon.

XX.

Am 12ten März, um fünf Uhr Nachmittags, sahen sie Benaum, die Residenz des Fürsten Ali vor sich liegen. Sie bestand aus einer Menge Zelten von schmutzigem Ansehen, die ohne Ordnung in einer großen Ebene zerstreut standen, und zwischen welchen große Herden von Kameelen, Hornvieh und Ziegen weideten. Vor Sonnenuntergang kam Mungo Park an der äussersten Grenze dieses Lagers an. Auf die erste Nachricht, daß der Weiße angelangt sey, drängte sich alles zu ihm heran. Wer bey dem Brunnen Wasser schöpfte, der warf, vor Begierde, ihn zu sehen, den Eimer weg, die in den Zelten waren, stiegen zu Pferde, und alles, Männer, Frauen und Kinder strömten von allen Seiten auf den weißen Christen zu. Dieser war bald so umringt, daß er sich nicht rühren konnte; einer zupfte

ihn am Rocke, der andere nahm ihm den Hut ab, ein dritter untersuchte seine Westenknöpfe und so wurde er von allen Seiten gefoppt. Endlich erreichte er des Königs Zelt, wo viele Männer und Frauen versammelt waren. Ali saß auf einem schwarzledernen Kissen, und schnitt sich mit einer Schere etwas Haare von der Oberlippe ab, wobey eine Sclavinn ihm einen Spiegel vorhielt. Er war schon bey Jahren, hatte einen langen weißen Bart, und sein Ansehn war finster und stolz. Er betrachtete den Mungo Park mit Aufmerksamkeit. Alle Anwesenden und besonders die Frauen waren sehr neugierig; sie thaten tausenderley Fragen an ihn, besichtigten jeden Theil seiner Kleidung, durchsuchten seine Taschen und nöthigten ihn, die Weste aufzuknöpfen, um sie die Weiße seiner Haut sehen zu lassen. Ja sie zählten ihm sogar die Zähne und Finger, als ob sie zweifelten, daß er ein Mensch sey.

Man sagte bald darauf dem Mungo Park, daß ihm Ali sogleich würde zu essen geben lassen. Es dauerte nicht lange, so brachte ein Junge ein wildes Schwein getrieben, und band es an einem Zelte fest. Ali gab dem Mungo Park durch Zeichen zu verstehen, daß er es schlachten und sich zum Abendessen bereiten sollte. Er war sehr

hungrig, indeß hielt er es doch für kluger, von diesem Thiere nichts zu essen; denn er wußte wohl, daß die Mauren kein Schweinefleisch äßen und ihn zum Besten haben würden, wenn er dieses thäte. Auch glauben sie, daß zwischen einem Christen und einem Schweine eine große Feindschaft herrsche und meinten, daß das herbeygebrachte Schwein sogleich auf Mungo Park loslaufen würde. Aber sie irrten sich; denn kaum hatte das Thier seine Freyheit, so fiel es jeden ohne Unterschied an, und endlich verkroch es sich unter dem Sitze, auf welchem der König saß.

Mungo Park wurde hierauf nach dem Zelte des Sclavenaufsehers von Ali geführt, aber nicht hineingelassen, ja er durfte nicht das mindeste anrühren, was dazu gehörte. Er forderte etwas zu essen und bekam endlich ein wenig Korn mit Salz und Wasser gekocht, das in einem hölzernen Gefäße vor ihm hingesezt ward; am Abend ward auf dem Sande vor dem Zelt eine Matte ausgebreitet, und auf dieser mußte er, umgeben von der neugierigen Menge, die Nacht zubringen.

Bey Sonnenaufgang besuchte ihn Ali und meldete ihm, daß für eine Hütte gesorgt sey, wo er vor der brennenden Sonne geschüzt seyn würde. Er wurde hingeführt

und fand die Hütte kühl und leidlich genug. Sie war viereckig, die Seitenwände und das Dach waren von Stroh. An einem Stabe fand er das obenerwähnte wilde Schwein angebunden; wahrscheinlich war dieß auf Alis Befehl geschehen, um des Christen zu spotten. Es war ein lästiger Stubencamerad, denn alle Knaben liefen zusammen, und machten sich eine Lust daraus, das Thier so lange mit Stöcken zu schlagen, bis es so wild ward, daß es jeden biß, den es erreichen konnte.

Kaum hatte Mungo Park seine neue Herberge bezogen, als sich die Mauren Haufen weise versammelten, um ihn zu sehen. Das waren für ihn sehr lästige Besuche; denn sie verlangten aus Neugierde so vieles von ihm, daß er es fast nicht mehr aushalten konnte. Er mußte z. B einen von seinen Strümpfen ausziehen, um sie seinen Fuß sehen zu lassen, und eben so seine Jacken und Weste, um ihnen zu zeigen, wie er seine Kleider an- und auszöge; der Gebrauch der Knöpfe gefiel ihnen vorzüglich. Jedem, der ihn besuchte, mußte er dieß wiederhohlen, denn jeder, der diese Wunder gesehen hatte, wollte, daß auch sein Freund sie sahe, und so mußte der geplagte Mungo Park von Mittag bis Abend sich unaufhörlich an- und ausziehen, auf- und zuknöpfen. Um

8 Uhr erhielt er von dem Fürsten etwas zu essen, was ihm, da er seit dem Morgen nichts genossen hatte, sehr willkommen war.

Die Nacht hindurch hielten die Mauren regelmäßig Wache bey ihm, und sahen bisweilen zur Hütte hinein, ob er schlafe; wenn es völlig finster war, zündeten sie Strohwische an. Um zwey Uhr Morgens kam ein Maure in die Hütte, wahrscheinlich um zu stehlen, oder vielleicht gar um Mungo Park zu ermorden. Er tappte umher, und stieß mit seiner Hand an dessen Schulter. Dieser sprang augenblicklich auf und packte ihn, er wand sich los und wollte schnell entfliehen, stolperte aber über Parks Jungen und fiel auf das wilde Schwein, daß diesen Willkommen erwiederte, und ihn in den Arm biß. Das Geschrey, welches er hierüber erhob, weckte die Leute in des Königs Zelt; sie muthmaßten, daß M. Park entsprungen wäre, und warfen sich auf die Pferde, um ihm nachzusetzen.

Am 13ten März mit Sonnenaufgang fingen die Neckereyen und das Verhöhnen wieder an, wie Tages zuvor; die Kinder versammelten sich, um das Schwein zu prügeln, und die Erwachsenen, um den Christen zu plagen. Das empörende Betragen läßt sich nicht mit Worten beschreiben. "Ich gestehe es, sagt der gemartete Mungo Park,

in meinem ganzen Leben habe ich mich nie in einer so drückenden Lage befunden, als hier in Alis Lager, wo ich von dem rohesten, wildesten Volke auf Erden vom Morgen bis zum Abend die gröbsten Beschimpfungen ertragen mußte, und nicht einmal sauer dazu aussehen durfte!"

XXI.

Die Mauren selbst sind sehr träge, aber ihre Untergebenen wissen sie recht gut zu beschäftigen. So gaben sie dem Jungen des Mungo Park gleich etwas zu thun. Er mußte in den Wald, und für Ali's Pferde Heu herbeyschaffen. Was sie eigentlich mit Mungo Park selbst anfangen sollten, wußten sie nicht gleich, sie sannen hin und her darüber nach, und waren endlich auch so glücklich, für ihn ein Aemtchen zu finden. Sie thatten ihm nemlich die Ehre an und machten ihn zu ihrem Barbier. Es wurde beschlossen, daß er sogleich eine Probe seiner Fähigkeit zu diesem Amte ablegen sollte, und zwar in Gegenwart Seiner Majestät und an einem jungen Sohne desselben. Diesem Prinzen sollte er den Kopf scheren. Mungo Park setzte sich auf die Erde, und der Prinz, etwas schüchtern, setzte sich neben ihn. Man gab dem ersten ein kleines

Schermesser in die Hand und befahl ihm, sein Meisterstück zu machen. Dieß geschah, aber nicht so, wie man es erwartet und gewünscht hatte, denn der Herr Barbier war so unglücklich, gleich zu Anfang seiner Operation das Haupt des Prinzen etwas zu verletzen. Der König bemerkte bald, wie wenig er das Messer zu regieren verstehe, und urtheilte, daß das Haupt seines Sohnes eben nicht in den besten Händen sey. Er befahl dem Barbiere daher, abzulassen und seiner Wege zu gehen. Dieß that er herzlich gerne; er hatte sichs überhaupt vorgenommen, sich so unbrauchbar und untauglich als möglich anzustellen; denn er glaubte nicht mit Unrecht, daß, sobald die Mauren irgend eine nützliche Geschicklichkeit an ihm entdeckten, sie ihn nicht wieder von sich lassen würden, bemerkten sie aber seine Untauglichkeit, so würden sie ihm, als einem Unbrauchbaren, bald wieder die Freyheit geben.

Am 18. März hatte Mungo Park einen überraschenden Anblick. Er sah seinen Dollmetscher Johnson, der ihn in Dscharra verlassen hatte, und nach dem Gambia zurückkehren wollte. Vier Mauren, die sich seiner bemächtigt hatten, brachten ihn herbeygeschleppt, und nebst ihm ein Bündel Zeug, welches Mungo Park in einem Orte hinter-

lassen hatte, um es, wenn er einmal vielleicht auf diesem Wege wieder zurückkehrte, zu finden. Johnson wurde in Alis Zelt gebracht, wo er ein Examen zu bestehen hatte. Man öffnete den Bündel und ließ Mungo Park rufen, um von ihm zu erfahren, wozu jedes einzelne Stück darin gebraucht werden könne. Er war nicht wenig erfreut, da er von Johnson hörte, daß seine Papiere, die er ihm an Dr. Laidley zugestellt hatte, in Sicherheit wären. Johnson hatte sie nemlich einer Frau in Dscharra aufzuheben gegeben.

Denselben Abend schickte der König drey Leute an Mungo Park, und ließ ihm sagen, daß Diebe in der Nachbarschaft wären, die ihn leicht überfallen und bestehlen könnten, er sollte daher, der Sicherheit halber, sein Gepäcke in Alis Zelt schicken, wo es gut aufgehoben seyn würde. Alle seine Kleider, seine Instrumente und übrigen Habseligkeiten wurden in des Fürsten Zelt gebracht, und man ließ ihm nun davon nichts verabfolgen, selbst nicht einmal ein reines Hemd, das ihm doch so nöthig war. Die Bündel wurden untersucht, und da man darin nicht so viel Gold und Bernstein fand, als man erwartete, schickte man einige Leute zu M. Park, damit sie untersuchen möchten, ob er nicht Geld oder Geldeswerth am Leibe ver-

borgen habe. Sie untersuchten ihn mit großer Unverschämtheit bis auf die Haut, und nahmen ihm seine Uhr, seinen Compaß und alles, was er an Gold und Bernstein bey sich trug, weg. Der Compaß ward ihm wieder zurückgestellt, aber das Gold und den Bernstein erhielt er nie wieder.

XXII.

Am 20sten März, Morgens, ward bey Hofe ein geheimes Gericht über Mungo Park gehalten. Er wußte nicht, was man über ihn beschließen würde. Bald aber erfuhr er von diesem und jenem, was das Gericht über ihn geurtheilt habe. Ein jeder erzählte ihm etwas anderes, aber alles was er hörte, war nicht tröstlich für ihn. Der arme Mann sollte, wenn alles wahr war, das Ziel seiner Reise nicht erreichen, nicht wieder in sein geliebtes Vaterland, zu seinen Freunden und Verwandten zurückkehren, sondern viele hundert Meilen weit von ihnen das Opfer seiner Wißbegierde werden und sein Leben in einem unbekannten, von rohen Unmenschen bewohnten Lande, traurig genug, endigen! Denn man höre nur, was man ihm von dem Entschlusse erzählte, den, das geheime Gericht in Rücksicht seiner gefaßt haben sollte. Einige sagten, es sey beschlossen wor-

den, ihn umzubringen; andere behaupteten, daß er bloß die rechte Hand verlieren sollte. Des Abends kam Alis Sohn, ein Knabe von neun Jahren, ganz bestürzt zu Mungo Park gelaufen und überbrachte ihm eine schreckliche Nachricht. Er erzählte ihm, daß sein Oheim seinen Vater überredet habe, ihm, dem Mungo Park die Augen ausstechen zu lassen, weil sie aussähen wie Katzenaugen. Indeß würde wohl sein Vater dieses Urtheil nicht eher vollziehen lassen, als bis ihn die Königinn Fatima, die jetzt weiter nach Norden sich aufhalte, gesehen hätte.

Man stelle sich Mungo Parks Lage vor. Schon so weit war er gekommen, hatte bisher so viele Hindernisse und Mühseligkeiten glücklich überwunden, hatte nun alle Hoffnung, das Ziel seiner Entdeckungsreise bald zu erreichen, und nun sollte er auf einmal durch ein schreckliches Loos alle seine Erwartungen vereitelt, alle seine Bemühungen ohne weitern Nutzen sehen! Er faßte den Entschluß, selbst zum Könige zu gehen, um von ihm Auskunft über sein künftiges Schicksal zu erhalten. Dieß that er am nächsten Morgen, den 2ᵗ sten März; er bath den Fürsten um die Erlaubniß, nach Dscharra zurückkehren zu dürfen. Dieß wurde ihm aber rund abgeschlagen. Meine Frau hat Dich noch nicht gesehen, sagte der König,

Du mußt warten, bis sie nach Benaum kommt, dann sollst Du die Freyheit haben, hinzugehen, wohin Du willst, auch soll Dir Dein Pferd, das man Dir abgenommen hat, wieder zugestellt werden. Diese Antwort war etwas unbestimmt, und Mungo Park konnte sich auf die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Alis nicht verlassen. Indeß, was sollte er thun? Als Mann mußte er sich zu fassen suchen, sich mit Standhaftigkeit in sein unabänderliches Schicksal ergeben, und den Ausgang der Sache ruhig abwarten. Der schwache Mensch, winselt und klagt, wenn er sich in solchen Verlegenheiten befindet, der männliche Mann aber steht da, wie ein Fels, und erwartet alles mit Fassung!

Mungo Park hatte darauf eine sehr unruhige Nacht und am Morgen bekam er ein heftiges Fieber. Er hüllte sich in seinen Mantel, um dadurch in Schweiß zu gerathen, und war eben ein wenig eingeschlafen, als ein Trupp Mauren in seine Hütte kam, und mit ihrer gewöhnlichen Fühllosigkeit ihm den Mantel wegrissen. Vergebens gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er krank sey und gern schlafen möchte; sie spotteten seines Ungemachs und vermehrten es auf alle mögliche Weise. Diese empfindlichen Beleidigungen, die ihm unaufhörlich

zugefügt wurden, waren ihm das härteste in seiner Gefangenschaft, und machten ihm das Leben znr Last. "Wie oft habe ich, sagt er, in solchen Augenblicken den niedrigsten Sclaven beneidet, der bey seinem Elend doch bisweilen seinen Gedanken nachhängen kann, ein Glück, das ich schon lange entbehrte."

Mungo Park verließ seine Hütte und legte sich unter einige schattige Bäume, etwas abwärts vom Lager, nieder, um dort in Ruhe zu seyn. Aber auch hier vergönnte man ihm diese nicht. Alis Sohn, von einem Trupp Reiter begleitet, kam auf ihn zugesprengt, und befahl ihm, aufzustehen, und ihm zu folgen. Der Kranke bath, ihn hier wenigstens nur ein Paar Stunden liegen zu lassen, aber umsonst; mit drohenden Worten und Geberden nahm einer von ihnen eine Pistole aus einem ledernen Beutel, der am Sattelknopf befestigt war und legte auf ihn an. Er drückte auch ab, aber es ging nicht los. Dieß geschah zweymal. Der Kerl blieb bey dem ganzen Vorgange so gleichgültig, daß Mungo Park glaubte, das Gewehr sey nicht geladen. Er spannte es zum drittenmale und wollte den Stein mit einem Stahle schlagen, da raffte sich der Kranke auf und ging gutwillig nach dem Lager zurück. Er fand Ali bey sehr übler Laune in seinem Zelte. Er forderte die Pi-

stole des Mauren, griff nach einem Pulverhorne, lud sie aufs neue und sagte, mit drohenden Blicken gegen Mungo Park etwas auf arabisch, das dieser nicht verstand. Er rief seinen Jungen, um durch ihn fragen zu lassen, was er begangen habe, und da erfuhr er denn, daß, weil er ohne Alis Erlaubniß aus dem Lager gegangen wäre, man geglaubt habe, daß er entfliehen wolle, und daß Befehl gegeben wäre, daß der erste, der ihn wieder außerhalb des Lagers sehen würde, ihn gerade vor den Kopf schießen sollte.

Den 3ten April Vormittags starb ein Kind, und die Mutter und Verwandten fingen sogleich das unter ihnen gewöhnliche Todtengeheul an. Wenn jemand bey den Mauren stirbt, so wird auf dem Grabe desselben ein besonders Gesträuch gepflanzt, und kein Fremder darf ein Blatt davon nehmen, oder es auch nur anrühren, so große Ehrfurcht haben sie vor ihren Todten. In diesem Stücke können sie uns Europäern als Muster dienen. Wie viele rohe Menschen gibt es unter diesen nicht, die gegen die Ruhestätte ihrer Verstorbenen nicht die geringste Ehrfurcht zeigen, und sich bisweilen die Ungezogenheit erlauben, die Denkmähler zu beschädigen, die man ihnen gesetzt hat. Dieser boßhafte Muthwille verdient in der That

eine strenge obrigkeitliche Bestrafung. Möchte sich doch besonders die Jugend davor in Acht nehmen, und ihre Ehre dadurch nie beflecken! —

XXIII.

Mungo Park hatte nun bereits vier Wochen im Lager des Ali als Gefangener zugebracht, und fast jeden Tag neues Ungemach erfahren. Die Königinn Fatima war immer noch nicht angekommen. Ali machte sich auf, um sie zu holen. Er reißte am 16ten April, um Mitternacht, in aller Stille von Benaum ab. In neun oder zehn Tagen wurde er zurück erwartet. Während seiner Abwesenheit mußten Mungo Park und seine zwey Begleiter großen Hunger leiden, der ihre Kräfte ausserordentlich abmattete.

Am 29sten April kam ein Bothe nach Benaum mit der unangenehmen Nachricht, daß sich eine feindliche Armee nähere. Darüber gerieth in der ganzen Gegend alles in Bestürzung. Ein Sohn von Ali befahl, daß man die Zelten abbrechen, und daß am folgenden Morgen mit Tagesanbruch jedermann zum Abzuge bereit seyn sollte. Am 30sten April war also mit Sonnenaufgang das ganze Lager in Bewegung. Das Gepäck

ward auf Ochsen geladen; die Frauen des Königs ritten auf Kameelen und wurden durch einen Traghimmel gegen die Gluth der Sonne geschützt

Mungo Park mußte mit marschieren. Am 3ten May kam man in dem neuen Lager des Ali an, welches viel größer war als das bey Benaum und in einem dichten Walde zwey Meilen von einer Negerstadt lag. Mungo Park machte dem Ali sogleich seine Aufwartung, um der Königinn Fatima, die sich auch hier befand, vorgestellt zu werden. Er schien sich über seine Ankunft zu freuen, schüttelte ihm die Hand und sagte seiner Frau, daß das der Christ sey. Sie war sehr corpulent und hatte langes schwarzes Haar. Sie war Anfangs etwas bange, einen Christen, unter dem sie sich ein schreckliches Wesen vorstellen mochte, so nahe um sich zu haben, aber nach und nach ward sie immer unbesorgter, erkundigte sich mit vieler Neugierde um die Sitten und Gebräuche der Christen, und reichte ihm hierauf einen Becher Milch, welches er für ein günstiges Zeichen hielt. Die Hitze war jetzt durchaus unerträglich und der Wassermangel hier noch größer als in Benaum. Tag und Nacht waren die Brunnen von brüllenden Heerden umringt, die mit einander fochten, um an den Trog zu kommen; der entsetzliche

Durst machte mehrere wüthend; andere, die zu schwach waren, um sich, des Wassers wegen, zu schlagen, verschlangen gierig den schwarzen Morast in den Rinnen des Brunnens, so übel er ihnen auch bekam.

Niemand im Lager fühlte den Wassermangel so schwer, als Mungo Park. Ali hatte ihm zwar einen Schlauch erlaubt, um sich Wasser zu holen, und Fatima ihm bisweilen etwas weniges von dem ihrigen zukommen lassen; aber das alles war doch nicht genug. Die Mauren waren so hartherzig, daß, wenn Mungo Parks Junge an die Brunnen ging, um den Schlauch zu füllen, er mit einer derben Tracht Schläge zurückgewiesen ward. Diese Behandlung jagte den Jungen endlich so in Furcht, daß er lieber vor Durst umgekommen wäre, als den Schlauch bey den Brunnen gefüllt hätte. Statt dessen erbettelte er sich Wasser von den Negersclaven, die im Lager waren; Mungo Park folgte seinem Beyspiele, aber, ob er es gleich nicht an guten Worten fehlen ließ, so erhielt er doch wenig oder nichts. Er litt daher viel von dem schrecklichsten Durst. Einmal schlich er sich um Mitternacht aus seinem Zelte und ging nach den Brunnen, um dort seinen heftigen Durst zu stillen. Er erreichte sie und fand an denselben viele Mauren. Er bath sie, ihn trin-

ken zu lassen, allein sie wiesen ihn mit harten Schimpfreden zurück. Nachdem er von einem zum andern Brunnen gegangen war, kam er zu einem, wo nur ein alter Mann und zwey Knaben waren. Mungo Park bath den Alten um Wasser. Dieser gefällige Mann schöpfte ihm sogleich welches mit seinem Eimer, als ihn Mungo Park eben nehmen wollte, besann sich der Maure, daß jener ein Christ sey, und fürchtete, daß der Eimer durch seine Lippen verunreinigt werden möchte; er goß also das Wasser in den Trog, und sagte ihm, er möchte nur aus diesem trinken. Der Trog war eben nicht groß und es tranken schon drey Kühe daraus; allein Mungo Park wollte auch seinen Theil davon haben, knieete also nieder und trank in Gesellschaft der Kühe mit vielem Behagen, bis beynahe kein Wasser mehr da war, und die Kühe um den letzten Trunk mit einander stritten, an welchem Streit er weiter keiuen Antheil haben wollte. Unter solchen Ereignissen und Beschwerden verfloß ihm der heiße Maymonat und er sah mit der ungeduldigsten Sehnsucht seiner Befreyung entgegen.

XXIV.

Die Mauren haben sonderbare Begriffe von Schönheit. Je dicker eine Frau ist,

für desto schöner, je hagerer, für desto häßlicher halten sie sie. Wenn eine Frau so dick ist, daß sie ohne Beyhülfe zweyer Sclaven nicht gehen kann, so ist sie in den Augen der Mauren noch immer nicht schön genug; soll sie für recht schön gelten, so muß sie ein Kameel kaum tragen können. Die Mütter haben ganz besondere Mittel, ihre Töchter schön, oder — was dasselbe heißt — recht dicke zu machen; wenn sie nemlich noch ganz jung sind, so werden sie von ihren zärtlichen Müttern gezwungen, jeden Morgen eine bestimmte Portion Kuskus (ein Gericht von türkischem Weitzen) und einen großen Napf Kameelmilch zu verzehren; die Mädchen mögen Appetit haben oder nicht, es muß hinunter, und wenn sie auch durch Prügel dazu gebracht werden sollten. Sie werden also gerade so gemästet wie bey uns die Gänse. Mungo Park sah ein armes junges Mädchen, mit dem Napfe am Munde, eine Stunde lang weinend sitzen; die Mutter stand mit einem Stock in der Hand vor ihr, und sobald sie bemerkte, daß sie nicht schluckte, schlug sie unbarmherzig auf sie los.

Der Reichthum der Mauren besteht vorzüglich in ihren Heerden, bey denen sie in gänzlichem Müssiggange leben. Ihre Gespräche handeln gewöhnlich von Pferden,

oder sie machen auch Plane, wie sie dieses oder jenes Negerdorf plündern wollen. Sie ziehen von einem Orte zum andern, hängen unter sich sehr zusammen, und ob sie gleich viel unwissender sind als die Neger, so dünken sie sich doch besser als diese. Ueberhaupt sind sie ausserordentlich eitel, stolz, wild, unduldsam, abergläubisch und grausam. In den Wüsten, in denen sie herum ziehen, findet man Strauße, Antelopen, und an den Grenzen derselben, wo es mehr Wasser giebt, Löwen, Panther, Elephanthen und wilde Schweine. Das Kameel wird stark benutzt; die Mauren bedienen sich dieses Thieres zum Lasten tragen; auch finden sie das Fleisch desselben, das Mungo Park übrigens trocken und unschmackhaft gefunden, delikat; die Kameelmilch ist süß, wohlschmeckend und nährend. Die Gesichtszüge der Mauren sind gar nicht einnehmend, ihre Blicke, starr und wild, deuten auf Mordsucht, Hinterlist und Tücke.

Ende des ersten Theils.

oder sie machen auch Plane, wie sie dieses oder jenes Negerdorf plündern wollen. Sie ziehen von einem Orte zum andern, hängen unter sich sehr zusammen, und ob sie gleich viel unwissender sind als die Neger, so dünken sie sich doch besser als diese. Ueberhaupt sind sie ausserordentlich eitel, stolz, wild, unduldsam, abergläubisch und grausam. In den Wüsten, in denen sie herum ziehen, findet man Strauße, Antelopen, und an den Grenzen derselben, wo es mehr Wasser giebt, Löwen, Panther, Elephanthen und wilde Schweine. Das Kameel wird stark benutzt; die Mauren bedienen sich dieses Thieres zum Lasten tragen; auch finden sie das Fleisch desselben, das Mungo Park übrigens trocken und unschmackhaft gefunden, delikat; die Kameelmilch ist süß, wohlschmeckend und nährend. Die Gesichtszüge der Mauren sind gar nicht einnehmend, ihre Blicke, starr und wild, deuten auf Mordsucht, Hinterlist und Tücke.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob, 1776-1831

Merckwürdige Reissen in fremde Welttheile

Bd.: [1]

Fürth 1802

44.925-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703698-5